

## Werk

**Titel:** II. Abhandlungen

**Ort:** Frankfurt a. M.

**Jahr:** 1887

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463\\_0008|log19](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463_0008|log19)

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

## II. ABHANDLUNGEN.

---





## I. ZU GOETHES GEDICHTEN „TRILOGIE DER LEIDENSCHAFT“

VON

G. VON LOEPER.

**A**us Guhrauers Mittheilungen vom Anfang der Fünfziger Jahre<sup>1</sup> war bekannt, dass dem gemeinsamen Aufenthalte Goethes und der Familie von Levetzow zu Marienbad im August 1823 ein zweiter in Karlsbad sich angeschlossen hatte, dass daher das »Wieder-<sup>aus</sup>Wiedersehn« (V. 36 des ersten Gedichts) und die Trennung nach Karlsbad zu verlegen sind. Diese Nachricht wurde von den Auslegern jedoch wenig beachtet und noch 1885<sup>2</sup> bestritt der so verdienstvolle H. Viehoff, dass Goethe der Familie nach Karlsbad gefolgt sei. Goethes Tagebücher und die im Goethe-Archiv aufbewahrten Briefe der Levetzows setzen uns jetzt in den Stand, die Verhältnisse, welche jenen Spätling der Goethischen Liebespoesie hervorriefen, klarer als bisher zu übersehen.

Über die unsre Gedichte erklärende *persönliche* Beziehung waltet jedoch schon seit längerer Zeit kein Zweifel.

<sup>1</sup> Deutsches Museum I, 3, S. 210 fgg.

<sup>2</sup> Goethe-Jahrbuch VI, 426.

Sowohl in den Tagebüchern von 1823 als auch in spätern Briefen nennt Goethe Ulrike von Levetzow in Verbindungen, welche jene Annahme bestätigen. Die Genannte besitzt reiche Andenken an die mit Goethe verlebte Zeit, unter andern auch die an sie gerichteten, in den Werken gedruckten Verse: »Du gingst vorüber, Wie! ich sah dich nicht«, welche den von ihr dem Dichter gemachten Vorwurf entkräften sollten, dass er ihr wiederholt begegnet sei, ohne sie zu bemerken.

Ulrike gehörte wie Bettina zu den Auserwählten, welche freundschaftliche Beziehungen zu dem Dichter schon von zwei älteren Generationen ererbt hatten. Ihre mütterlichen Grosseltern, Herr und Frau von Brösigke, hatte Goethe in Karlsbad schon im Anfange des Jahrhunderts kennen gelernt. Herr von Brösigke stammte aus einer altbrandenburgischen Familie und zwar aus dem noch heute blühenden Hauptzweige derselben, welcher in Kammer bei Brandenburg a. d. Havel angesessen ist. Er war jedoch nach Kursachsen übergesiedelt und dort Besitzer des im Voigtländischen Kreise belegenen Gutes Lemnitz geworden. Friedrich der Grosse gehörte zu seinen Pathen; das die Gevatterstelle annehmende Handschreiben war, wenn auch in etwas defektem Zustande, noch vorhanden; Brösigke übergab es dem Dichter, welcher die Schäden möglichst ausbesserte, die Risse verklebte und das Blatt am 26. August 1822 aus Eger mit den gleichfalls bereits gedruckten Versen nach Marienbad zurücksandte:

Das Blatt, wo Seine Hand geruht,  
Die einst der Welt geboten,  
Ist herzustellen fromm und gut.  
Heil Ihm, dem grossen Todten!

Der Tochter Amalie (etwa 1787 geboren) war Goethe gleichfalls in Karlsbad begegnet und ihr dort im Jahre 1806 näher getreten; sie nahm Antheil an seinen Dichtungen, wie daraus hervorgeht, dass sie ihn in einem Briefe an die Fortsetzung seiner Pandora »als dazu besonders berechtigt«

erinnert. Sie war damals mit dem Mecklenburg-Schwerinschen Hofmarschall von Levetzow verheirathet, welche Ehe jedoch bald darauf getrennt wurde. Aus derselben sind zwei Töchter, Ulrike (geb. 4. Febr. 1804) und Amalie (geb. 1806), hervorgegangen. Frau von Levetzow vermählte sich zum zweiten Male mit einem Vetter ihres ersten Gatten, einem Officier, Friedrich von Levetzow, welcher in der Schlacht bei Belle-Alliance fiel. Er ist der Vater der jüngsten der drei Schwestern, Bertha. Erst nach dem Ableben ihres ersten Gatten, im Februar 1843, wurde es Frau von Levetzow kirchlich gestattet, eine dritte Ehe mit dem katholischen Grafen von Klebelsberg, Wirklichem Geheimen Rathe und Hofkammer-Präsidenten zu Wien, dem Besitzer des schönen, unfern Teplitz belegenen Gutes Trziblit, einzugehn. Um die päpstliche Erlaubniss schon früher zu erhalten, hatte sie sich in den Jahren um 1820 nach Rom begeben, zu einer Zeit, als sich ihre beiden Töchter erster Ehe in einer der damals von Deutschen gern benutzten Erziehungsanstalten zu Strassburg befanden.

Nach dem Kriege hatte der Vater der Frau von Levetzow in dem neuen Bade Marienbad ein Haus mit Terrasse erworben, welches in den Zwanziger Jahren Sommers den Vereinigungspunkt der Familie bildete. Als Goethe sich im Jahre 1822 vom 12. Juni bis zum 24. Juli in Marienbad aufhielt, wohnte er im Brösigkeschen Hause und trat dadurch von selbst in ein näheres persönliches Verhältniss zur ganzen Familie. Aus dem von ihm eigenhändig geführten, etwas lakonischen Tagebuche jenes Jahres ist zu ersehn, dass er sich täglich in dem Kreise derselben bewegte, und mit ihr zu Mittag speiste. Die drei Töchter der Frau von Levetzow sind einige Male als die Kinder erwähnt. So im Eintrag vom 3. Juli: »Mit den Kindern auf der Terrasse« und vom 21. Juli: »Gedicht für die kleinen L.«. Am 23. folgte allgemein: »Abschriften kleiner Gedichte zum Andenken«. Als Goethe sich dann am nächsten Tage nach Eger begab, scheinen dort die Erinnerungen

an die soeben in Marienbad verlebte Zeit poetischen Ausdruck gefunden zu haben. Schon vom selben Tage lautet der Eintrag in Eger: »Kleine Gedichte des Tages wurden ins Reine geschrieben«, vom 25.: »Reinschrift und Redaction der Schreibtafel fortgesetzt«, vom 27.: »Kleine Gedichte«, vom 28.: »Kleine Gedichte« und vom 29.: »Mundirt kleine Gedichte aus der Schreibtafel«. Der Vermerk vom 24. betrifft ganz oder zum Theil das Gedicht »Äolsharfen«. Die beiden ersten Strophen desselben trug Goethe am 6. des folgenden Monats in des Liederkomponisten Tomaschek Stammbuch mit der Überschrift ein »Liebeschmerzlicher Zwiegesang, unmittelbar nach dem Scheiden<sup>1</sup>«.

Stützt sich die Annahme, dieser Gesang beziehe sich auf die damals achtzehnjährige Ulrike, auch nicht auf ausdrückliche Zeugnisse, so ergibt sie sich doch aus den Umständen. Wer sonst auch könnte das Gedicht sich aneignen? Durch seinen Thränenreichthum ist es eng verwandt sowohl mit der Elegie des nächsten Jahres, als auch mit dem dritten Gedichte der Trilogie »Ausöhnung«, welches der Elegie voranging. Die »heitre Ruh« beim Lebewohl (V. 7), der Vergleich mit der Iris und die »Lieben« (V. 10) lassen sich gut auf Ulrikens Wesen und ihre Familienumgebung deuten.

Goethes durchweg diktirtes Tagebuch vom Jahre 1823 giebt reichere Aufschlüsse als das vom vorigen. Wir finden schon in Weimar die Vorbereitungen zur grossen Sommerreise notirt, am 6. Juni »Serenissimus wegen der Marienbader Reise«, am 16. »Acht Hundert Thaler von Elkan«, am 20. »Geheimsekretär Müller, den autorisirten Pass bringend«, am 24. »Eingepackt« und am 25. »Nach Tische fortgesetztes Einpacken«.

Am 26. erfolgte die Abreise »mit meinem Sohn« zunächst nach Jena. Die fernere Fahrt von da über Pölsneck, Schleiz, Hof und Franzensbrunn nach Eger nahm die drei

<sup>1</sup> Goethe in Karlsbad, 2. Aufl., 1883. S. 100, Note.

Tage vom 27. halb neun Uhr Morgens bis zum 29. Abends sechs Uhr in Anspruch. In Eger blieb Goethe nur vier Tage. Am 2. Juli ging er nach Marienbad, wo er Abends acht Uhr, eine Stunde nach seinem Grossherzog, eintraf. Er wohnte dort in der goldnen Traube.

Von Anfang an sehen wir ihn mit seinen schriftstellerischen Arbeiten und seiner Korrespondenz beschäftigt. Gewöhnlich, und schon am ersten Tage nach der Ankunft, erhob er sich Morgens fünf Uhr zur Arbeit. Diese galt damals in Eger und Marienbad hauptsächlich seinen Annalen, den »Tags- und Jahreshften« und zwar in nachstehender Reihenfolge: den Jahrgängen 1799 bis 1804, 1822, 1821, 1815, 1816, 1818, 1817, 1798, 1795 und 1796, daneben auch den Wanderjahren. Ausdrücklich erwähnt wird nur am 5. und 10. August »der Mann von funfzig Jahren« (am 5. »Erfindung gewisser Szenen«). Daneben Meteorologie und Mineralogie; sein Sekretär John musste barometrische Beobachtungen verzeichnen und sein Diener Stadelmann unaufhörlich Mineralien herbeischaffen, welche auch Andre, der Professor Zauper und einige Bergmeister des Landes, verehrten; schon am 22. Juli heisst es: »Ich suchte die von allen Seiten herzufließenden Mineralien einigermaßen zusammen zu rücken«; schliesslich gingen damit belastet fünf Kisten als Fracht von Eger nach Weimar im September ab.

Von den Menschen, welche der Dichter in Marienbad sah, finden sich ausserordentlich viele erwähnt. Im Vordergrund steht der Grossherzog und »die Gesellschaft auf der Terrasse«; ausser den Hausbesitzern, den Brösigkes, gehörten dazu vorzüglich der Graf Klebelsberg, am 5. Juli eingetroffen, ein Major v. Wartenberg, schon bekannt vom vorigen Jahr, ein Mitkämpfer der Schlacht bei Jena, Graf Nostiz mit Frau und Töchtern, in der Nähe angesessen, General von Schack und Familie, Präsident von Heydebreck und Frau, der Preussische Minister von Bülow, — Goethe notirt »wissenschaftliche positive« Unterhaltungen mit ihm — u. a. m. Von Fürstlichkeiten werden besonders noch



genannt: Fürstin von Hohenzollern, Herzog von Württemberg, Herzog von Leuchtenberg (Eugen Beauharnais) und vor Allen der Graf von St. Leu, Ex-König von Holland (Louis Bonaparte). »König Louis, wie ich ihn noch immer gerne nennen mag, schreibt Goethe am 24., besuchte mich und was wahre Verhältnisse Schönes haben, es war immer das Alte, als wenn man sich gestern gesehen hätte«. Am 16. August heisst es dann »Brillantirtes Glas. Königliche Gabe des Grafen St. Leu«. Sonst kommen der schon genannte Zauper vor, der junge Wiener Schriftsteller Braun von Braunthal, Tiecks Freund von Knorring aus Dresden, »ein vorzüglicher junger Mann«, den Goethe oft sieht und zum Spazierenfahren abholt, der Vicepräsident Nicolovius aus Danzig, ein Bruder seines Neffen, ein russischer Maler Kiprinsky, dem Goethe wiederholt sitzen muss, das Rehbergsche Ehepaar (am 21. Juli), Hofrath Rehbein, dessen Verlobung »aus dem Stegreife« mit Fräulein Meyer am 7. August gefeiert wird, der Maler Henschel und der Schauspieler Wolff aus Berlin, Goethes ehemaliger Zögling, welcher alte Erinnerungen erweckt, Fräulein Parthey mit einem Empfehlungsschreiben von Zelter (am 23. Juli »zur Fürstin Hohenzollern, wo Berlinische Damen«), ein Abbé Dombrowsky, zuletzt noch am 19. August »Frau von Humboldt mit Tochter«.

Das reiche gesellige Leben empfing jedoch Farbe erst durch die Familie Levetzow. Am 11. Juli »War Frau von Levetzow und Töchter angekommen«; auch sonst waren »viele Partien angekommen. — Kaum Herberge«. Des Dichters Leben concentrirte sich fortan auf »die Terrasse«, die »Gesellschaft«, die »Familie«. Dort findet sich auch meist der Grossherzog ein. Schon am 12. Juli: »Serenissimus frühstückte auf der Terrasse«. »Abends auf der Terrasse«; den 14. »Zum Frühstück auf der Terrasse bei der Gesellschaft. Der russische Maler zeichnete fort«. Hört dem Concert zu »auf der Terrasse auf und abgehend«. So viele junge Welt war nun versammelt, die Levetzow-

schen, die Nostizschen Töchter, da folgt sich Ball auf Ball und der Dichter interessirt sich dafür mehr und mehr, bis er zuletzt selbst eine Polonaise mittanz. Den ersten Ball gab Frau von Gaimüller, auch eine Bekannte des vorigen Jahres, verwandt mit Goethes Schwager Vulpus, am 13. »Ich blieb im Freien«, den zweiten der Grossherzog am 17. »Ball bei Serenissimo im Klebelsbergischen Hotel. Blieb man bis 12 Uhr«. Dann ein Ball am 20., auf dem Goethe von 7 bis 10 Uhr aushielt »hatte den Herzog von Leuchtenberg umständlich gesprochen«. Es ward ihm unmöglich gemacht, seine strenge Zeiteintheilung aufrecht zu erhalten, so am 22. »der Grossherzog blieb lange und die Gesellschaft trennte sich erst spät«, am 24. »Abends zum Ball aus dem Stegreife. Kleines Abendessen bis Mitternacht. Einige Herren sangen zur Guitarre muntre Lieder mit Chorus«, am 25. »Abends bei der Gesellschaft kleine Spiele«, am 26. »Zum Thee, Frau Gräfin Nostiz mit beiden Töchtern war gegenwärtig. Die Frauenzimmer tanzten nach dem Flügel, den Graf Klebelsberg schlug«, am 27. »Abends auf dem Ball. Um 10 Uhr nach Hause«. So geht es denn fort mit »kleinen Spielen und Tanz« (28. Juli), und noch am 14. August »Es wurde gehüpft und galoppirt wie immer«.

Da ist es denn kein Wunder, dass wir schon am 27. Juli lesen: »Einige Gedichte«, welche am 29. mundirt werden, ebenso am 13. August: »Einige kleine Gedichte, das für Weimar am 28<sup>ten</sup>«. Dies letztere Gedicht rühmt der Hygiea nach: »Dann weiß sie uns nach aller Art zu kirren, Durch Spiel und Tanz und Neigung zu verwirren. So wird von Tag zu Tag ein Traum gedichtet«. Auch die Elegie erinnert an jenes demnächst in Karlsbald fortgesetzte Vergnügen: »So sahst du sie in frohem Tanze walten, Die Lieblichste der lieblichsten Gestalten« (V. 41fg).

Von der in den Hygiea-Versen erwähnten *Neigung* ist im Tagebuch nur zwischen den Zeilen etwas zu lesen. Am 18. Juli, in Gegenwart des von der Jagd zurückgekehrten Grossherzogs »erzählte Frau von Levetzow die

Abenteuer vor und nach der Leipziger Schlacht«, am 30. »Früh Serenissimo die Zeichnungen vorgewiesen, in gleichen der Familie«. Nun erst werden die Töchter besonders erwähnt. Am 1. August »mit den Schwestern spazieren gegen die Mühle«, am 5. »mit den Schwestern auf den Waldsitz. Über den Kreuzbrunnen nach Hause«, am 12. »den Schwestern begegnet. Lustige Einholung des heranfahrenden Wagens«, am 13. »mit der Familie nach der Flaschenfabrik«, am 15. »fand die sämtlichen Damen. Die Mamas führen auf die Terrasse. Ich ging mit den Töchtern hinauf«. Die Trennung erfolgt. Es heisst am 16. August: »Die Frauenzimmer waren nicht abgereist. Mancherlei Wunderlichkeiten und Scherze wegen Missverständnissen und Verirrung. Abends bei Tische, alles ward ausgeglichen« und am 17. »die Familie bereitete sich zur Reise. Man versammelte sich beim Frühstück und machte vor dem Abschied Plane sich wieder zu sehen. Deshalb man denn auch fröhlich aus einander ging«. Schon am 13. war der Plan gefasst worden, Karlsbad zu besuchen.

Ohne Aufregung war dies alles jedoch nicht vorübergegangen. Schon das erwähnte Rehbeinsche Verlobungsfest am 7. August »bekam mir nicht«; es folgt mehrmals der Eintrag »schlimme Nacht«. Dr. Heidler ward gerufen und es finden sich noch beim Tagebuch zwei von ihm am 12. und 14. dem Dichter verschriebene Recepte. Der 19., der auf die Abreise der Familie folgende Tag, bietet nach Erwähnung der Madame Szymanowska und des Abschieds von mehreren Personen die bezeichnende Notiz »*Abends geschröpft*«, darauf am 20. »Ruhige Nacht. *Conciliante Träume*«.

Diese »concilianten« Träume dürften die zweite Überschrift des in den Tagen vom 16. bis 18. entworfenen Gedichts an die eben genannte Klaviervirtuosin, »Ausöhnung«, rechtfertigen. Goethe sagt von diesem Gedicht, es »drücke die Leiden einer bangenden Liebe aus« und fragt darin: »Wer beschwichtigt Beklommenes Herz, das allzuviel verloren?« Die Beruhigung durch die Musik ver-

dankte er damals, also *vor* dem Karlsbader Aufenthalte, der gedachten, am 5. August zuerst erwähnten Frau Marie Szymanowska und der Berliner Opersängerin Frau Milder. Das »ganz herrliche«, das »köstliche« Spiel der Ersteren wird am 14. und 16. August, der »unvergleichliche« Gesang der Andern am 15. erwähnt. Am Montag dem 18. findet sich notirt »Gedichte in die zwei Albums vollbracht und geschrieben«, nämlich das erwähnte »Aussöhnung« und ein kürzeres an Fräulein Wolowska, Schwester der Klaviervirtuosin, beide sowohl deutsch als französisch. Der Gedanke des ersten Gedichts (V. 15 fg.) von der Hingabe des Herzens an die Geliebte erscheint in der Elegie (Strophe 13) gesteigert zum »Streben, Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten, Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben«. Die Liebe führt hier zum »Frieden Gottes« (Strophe 14). In der erhöhten Stimmung, welcher die Strophen 13 und 14 der Elegie entstammen, befand der Dichter sich schon in Eger, wohin er sich am 20. August zu einem nur fünftägigen Aufenthalte mit Rath Grüner wieder begeben hatte. Denn er schreibt von hier am 22. an Nees von Esenbeck von der Marienbader Zeit, bei Erwähnung der »Verhältnisse *sehr guter Menschen*« zu ihm: »Es kam augenblicklich *der Friede Gottes* über mich, der mich mit mir selbst und der Welt ins Gleiche zu setzen, sanft und kräftig genug war«, mit dem, den tiefsten Grund der Elegie aufdeckenden Zusätze: »Wie doch *alles Höhere* im Wissenschaftlichen und so durchaus alsbald *ethisch wirkt* und so viel sittlichen Vortheil bringt«, — »und so durchaus«, d. h. und so überhaupt, so in allen Dingen, so auch im Verhältnisse zu Menschen!

Diese Äusserungen zeigen, wie ganz die Elegie, fern davon Gervinus' Vorwurf eines seelenleeren Brütens und Vernünfteln<sup>1</sup> zu verdienen, dem von Schiller aufgestellten Begriffe<sup>2</sup> der modernen Elegie entspricht, dass nämlich die

<sup>1</sup> Geschichte d. deutschen Dichtung V, 649.

<sup>2</sup> Abhandlung »über naive und sentimentalische Dichtung«.

darin ausgedrückte Trauer über ein Verlorenes »aus einer durch das Ideal erweckten Begeisterung« hervorgehe.

Am 25. August siedelte der Dichter sodann nach Karlsbad über, um hier in demselben Hause ein Quartier zu beziehen, in welchem seine geliebten Levetzows wohnten, wie er in Vers 7 und 8 der Elegie bekennt: »So warst du denn im Paradies empfangen, Als wärst du werth des ewig schönen Lebens«.

Da die nun folgenden zwölf Karlsbader Tage der Conception der Elegie unmittelbar voraufgehn und Poesie und Wirklichkeit sich hier wunderbar verschränken, verschmelzen und ergänzen, so theilen wir die betreffenden Tagebuch-Notizen in annähernder Vollständigkeit mit. Erst in ihnen wird Ulrike namentlich genannt, zuerst am 26. August; Goethe trug den Namen an der Stelle eigenhändig ein, welche der Schreiber dafür hatte frei lassen müssen.

*25. August, Montag.*

»Hofrath Meyer nahm Abschied. Rath Grüner auch. Verabredung wegen des Grafen Auersberg. Dreiviertel auf sieben Uhr ab von Eger. Zehn Uhr in Zwotau«. — Dort »Frau von der Recke und Dichter Tiedge. Um ein Uhr abgefahren. Gegen vier Uhr in Karlsbad«. — »Meldung bei Frau von Levetzow. Über ihr im zweiten Stock vom goldnen Strauss eingezogen. Schönes Quartier, schöne Aussicht«. — »Mit der Familie gegen den Posthof. Abends vor der Thüre, beim Thee. Graf Walleski«. — »Nachts mit der Familie«.

*26. August, Dienstag.*

»Mit der Familie gefrühstückt. Sodann für mich bis halb zwei Uhr. Nachher Almanache und andre kleine Kupfer mit Ulriken. Nach fünf auf Aich gefahren an der Eger hinauf. Kaffee getrunken. Zurück über den Hammer. Herrlicher Abend«. — »Graf Walleski, ingleichen Kugeski, der von Marienbad kam und Notiz von meinen Gedichten für die zwei polnischen Damen hatte. Zenigeo, der Dicke,

Seltsame und gewissermaßen Geheimnissvolle. Abends Graf Fredro. Beim Abendessen war des neuen Anbaus in Marienbad gedacht worden. Verabredung wegen einer Partie nach Elbogen«.

27. August, Mittwoch.

»Um sechs Uhr aufgestanden«. — »Abermals heitrer Tag« (Schilderung der Karlsbader Veränderungen). — »Graf Zenigeo gab auf Améliens Neckereien einen Tanzthee im Sächsischen Saal, wo man vorher sitzend Thee trank und viele Süßigkeiten genoss. Die guten Tänzerinnen und Tänzer, deren nicht viel waren, kamen nicht vom Platze«. (Benutzt dies als Gelegenheit, die Karlsbader Gesellschaft kennen zu lernen.) — »Fürst Hohenzollern-Hechingen redete mich an, ingleichen Prinzessin Julie. Mehrere Polen und Polinnen liessen sich mir vorstellen. Ingleichen auch Mdme de Gajewska, eine Dichterin. Zu der Schlusspolonaise forderte mich eine polnische Dame zum Tanz auf, den ich mit ihr herumschlich und mir nach und nach beim Damenwechsel die meisten hübschen Kinder in die Hand kamen. Nach zehn Uhr Schicht. Beim Abendessen noch lange zusammen«.

28. August, Donnerstag.

»Früh aufgestanden«. — »Man eilte, um sieben Uhr fortfahren zu können. Gegen neun Uhr kamen wir in Elbogen an«. — »Im weissen Ross eingekehrt, wo Stadelmann alles gestern bestellt hatte. Grosser Spaziergang, erst am rechten Ufer der Eger durch die neuen Felsengänge. Bertha mit dem Gestein beschäftigt. Zuletzt sehr warm. Rückkehrend fanden wir Stadelmann und John, die mit dem Dessert angekommen waren. Lieber Brief von meinem Sohn. Glasbecher mit den drei Namen und dem Datum. Die Marienbader Geschichten rekapitulirt und andre. Auf's Rathaus, den Meteorstein zu sehn. In die Porzellanfabrik. Erhielt Zwillingsskrystalle. Nach sechs Uhr abgefahren«, — »Glücklich zurückgekehrt bei einbrechender Nacht. Nackwaski kam, sich beurlaubend, nach Marienbad gehend. Unter-

haltung über des Grafen Klebelsberg Gut, dessen Vater und Gesinnungen. Freundlichster Abschied«.

29. August, Freitag.

»The Sketch Book of Geoffroy Crayon. London 1821«.  
— »Besuch bei Fürsten Hohenzollern-Sigmaringen. In Meyer's Laden« (wo schon am 26.). — »Zimmer schickte eine Note mit unverschämten Preisen, wie ich sie erwartet hatte, 11 Louisd'or verlangte er für vier Majolika-Teller, für Anderes ebenso unsinnig«. — »Gegen Abend gingen wir aus; gemässigte Wärme; auf den Choteckischen Weg hin und wieder. Graf Walleski gesellte sich zu uns. Auf dem Marianensitze lange verweilt, es gab mancherlei gute, unterrichtende Gespräche«. — »Bei Tische Wirkung der Nachricht von meiner Krankheit<sup>1</sup> in Dresden und auf die Familie. Sonstiges Vertrauen«. — »Unter uns Geschichten der Marienbader Verhältnisse«. — »Sketch Book und schwarzer Zwerg<sup>2</sup> gelesen«.

30. August, Sonnabend.

»Zum Frühstück mancherlei Abenteuer recapitulirt. Besuch bei Gräfin Jaraczewska<sup>3</sup>, nicht angetroffen. Bei Hofrath Mitterbacher, Krankheitsgeschichten der Frau Direktor Gotter<sup>4</sup> — »In dem Höfchen zu Tische. Um vier Uhr ausgefahren auf Engelhaus«. — »Das alte Schloss bestiegen, Wunderliche Abenteuer. Grosses Gelächter«. — »Fortgesetzte Lustigkeit. Auf dem Strassenhause späten Kaffee. Anlässe zu Spass und Spott. Bei dem herrlichsten Wetter nach Hause. Karlsbad mit Zimmerlichtern und Strassenlaternen. Heitre Verwechslung der Sterne. Um neun Uhr angelangt. Neue Projekte. Man blieb noch lange beisammen«.

<sup>1</sup> Goethes schwere Erkrankung im Februar 1823.

<sup>2</sup> Roman von Walter Scott.

<sup>3</sup> Karlsbader Bekannte Goethes vom Jahre 1818. Er nennt sie »eine mit der deutschen Litteratur aufs innigste bekannte polnische Dame und widmete ihr die achtzeilige Strophe: »Da sieht man wie die Menschen sind«.

<sup>4</sup> Die Wittve des Dichters Gotter, Schwiegermutter Schellings.

31. August, Sonntag.

»Später aufgestanden«. — »Zum Frühstück«. — »Sketch Book. Frau von Levetzow erzählte die Geschichte ihres Zusammentreffens mit Frau von Stael in Genf. Abends in der Komödie Simson, eine Art Melodrama, an und für sich abscheulich, die Vorstellung noch abscheulicher. Nachher auf der Wiese spazieren. Nachts zusammen. Die jüngeren zeitig zu Bette. Blieb mit Frau von Levetzow und Ulriken in vielfachen Erinnerungen«.

1. September, Montag.

»Gefrühstückt auf der Wiese. Später den Fürsten Hohenzollern und Prinzess Schwester besucht. Zusammen zu Tische. Frau von Levetzow und Ulrike zum Schilde begleitet«. — »Ich ging indessen mit Amelie und Bertha erst auf der Brücke, dann auf der Wiese auf und ab. Der Ersteren lustige Ungeduld. Es war spät geworden, man blieb auf der Wiese«. — »Abends las Ulrike<sup>1</sup> die ersten Kapitel des schwarzen Zwergs sehr artig. Könnte durch Unterricht leicht zur Vollkommenheit gelangen. Kleines dramatisches Fest zum Empfang des Grafen Klebelsberg in Teplitz. Anmuthige Erzählung. Allgemeine Müdigkeit. Früh auseinander«.

2. September, Dienstag.

»Herrlichstes Wetter«. — »Frühstück auf der Wiese. Sodann für mich auf und abgegangen. Von den Polen an Mme Botta vorgestellt. Setzte mich zu ihnen. Kam ein Dr. Bayer von Wien, der an alte Karlsbader Geschichten erinnerte und sich besonders nach Demoiselle Ulrich<sup>2</sup> erkundigte«. — »Frau von der Recke«. — »Fortgesetzte lästige Geschichte der Engländer. Anmaßlichkeit und Pracherei.

<sup>1</sup> Im Tagebuch steht »Bertha«, sei es aus Versehen, sei es absichtlich; aus dem Eintrag vom 3. ergibt sich, dass Ulrike gemeint war. Ich vermuthe, dass auch am 28. August Bertha für Ulrike steht, ebenso am 4. September zu Ende Amelie für Ulrike.

<sup>2</sup> Goethe's frühere Hausgenossin, spätere Frau Riemer, hatte mit seiner Frau Karlsbad 1811 besucht.



Archivrath Kestner von Hannover. Dr. Mitterbacher sprach über Staatsraths Hufeland allzukurzes Verweilen«. — »Abgefahren nach Schlackenwerth«. — »Im Garten einige vergnügliche Stunden. Glücklicher Scherz über die Almosen einem Blinden zu reichen. Rückfahrt bei schönstem Wetter. Halb neun Uhr im Finstern angekommen. Zusammen geblieben; kleine Gelegenheitsgedichte voriger Zeiten. Schilderung eines frühern Hofmeisters der jungen Töchter. Amelien's unglaubliche Ungehorsams-Possen. Ueber Weimarische hohe Kultur, ältere und neuere«.

3. September, Mittwoch.

»Gegen den Brunnen zu gegangen, abzuholen<sup>1</sup>. Auf der Wiese gefrühstückt. Glaswaaren bei Mattonni besehen. Amelie disputirend mit dem General Ominsky. Merkwürdige Thorheiten. Er zerbricht ein sehr schönes Glas und wird ausgelacht«. — »Für mich Anstalten zum Einpacken«. — »Mittag zusammen. Gegen vier Uhr auf Aich. Kleid von gegittertem echten schottischen Zeuge, das sehr gut stand. Der Himmel fing an sich zu überziehen. Den Fürsten Hohenzollern und Gesellschaft gesprochen. Den Oberstburggrafen begrüßt. Über den Hammer zurück. Bedeckter Himmel. Sehr schöne Fahrt, warmer Abend. Auf der Wiese«. (Wetterleuchten. Regen.) »Ulrike fuhr fort den schwarzen Zwerg zu lesen, im Ganzen natürlich und gut, sie müsste sich zu mehr Energie und Darstellungs-Lebhaftigkeit bequemen. Man blieb beisammen. Amelie voller Thorheiten. Gegen zehn Uhr sah man schon wieder die Sterne an dem theilweis bedeckten Himmel«.

4. September, Donnerstag.

»Später aufgestanden«. — »In Zimmer gefrühstückt. Mad.

<sup>1</sup> Vergl. die Verse:

Am heissen Quell verbringst du deine Tage,  
Das regt mich auf zu innerm Zwist;  
Denn wie ich dich so ganz im Herzen trage,  
Begreif' ich nicht, wie du wo anders bist.

Zu »abzuholen« ist zu ergänzen »Ulriken«.

Szymanowska und Schwester überraschte mich«. — »An-  
geschaffte Trinkgläser. Für Graf Taufkirchen Handel von  
Glaswaaren und Toiletten beschäftigte Frau von Levetzow.  
Zu Tische Scherz mit den Gläsern. Wiederholung der Ge-  
burtstagsgeschichte. Auf den Hammer gefahren. Abends  
Taufkirchen und Erfolg seines Handels. Grosse Toilette  
vorgezeigt. Abends mit der Familie. Jugend. Einzelheiten  
der Töchter. Amelie erschien dabei sehr verständig. Die  
Mängel ihrer Pensions-Lehrerin hervorhebend«.

*5. September, Freitag.*

»Früh alles gepackt. Kam Rath Grüners Wagen, dem  
die sämtlichen Steine aufgeladen wurden; auch mein  
Wagen fuhr ab«. — »Graf Taufkirchen. Als sich der ent-  
fernt hatte, allgemeiner, etwas tumultuarischer Abschied.  
Ich ging bis zum goldnen Löwen, wo ich den Wagen traf.  
Abgefahren nach neun Uhr«.

Goethe und Ulrike haben sich seitdem nicht wieder-  
gesehen. Es war das letzte Lebewohl. Es klingt noch nach  
in dem Gedicht »An Werther«, dem ersten der Trilogie,  
aus dem folgenden Frühjahr:

»Und wir verschlungen wiederholter Noth,  
Dem Scheiden endlich — Scheiden ist der Tod!  
Wie klingt es rührend, wenn der Dichter singt,  
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!  
Verstrickt in solche Qualen halbverschuldet,  
Geb' ihm ein Gott, zu sagen was er duldet«.

Die Muse versagte sich dem Dichter nicht. Die Elegie  
erklang unmittelbar nach dem Scheiden. Schon auf der ersten  
Station »halb ein Uhr in Chotau« notirte Goethe »Abschrift  
eines Gedichtes«, das heisst, er kopirte aus seiner Schreib-  
tafel einen unterwegs entworfenen Theil der Elegie. Um  
5 Uhr traf er in Hartenberg zum Besuche beim Grafen  
Auersberg ein und blieb hier bis zum Vormittag des 7. Sep-  
tember. Dort ist vom 6. bemerkt: »An dem Gedichte redigirt«  
und vom 7. (Morgens) »Sonntag das Gedicht fortgesetzt«.

Als er um 1 Uhr wieder in Eger eingetroffen war, notirte er »Gleich nach der Ankunft Abschrift der neuesten Strophen« wiederum aus der Schreibtafel. Am 8. gab er schon seinem Berliner Freunde Schultz Nachricht von »gelungenen Gedichten«. Im Tagebuch werden an diesem und dem folgenden Tage nur allgemein erwähnt »Abschriften aller Art und fortgesetzte Concepte und Munda«, sowie am 10. ein Brief an Frau von Levetzow nach Karlsbad, worauf am 11. die Rückreise angetreten wurde. Am 12. Abends in Pösneck dann der Eintrag: »Das Gedicht abermals unterwegs durchgegangen und Bemerkungen gemacht«. Am 13. Mittags traf Goethe in Jena ein, bemerkte hier am 16. allgemein »Gedichte abgeschrieben«, dann erst in Weimar von der Elegie am 17. »Die Abschrift des Gedichtes angefangen« und am 18. »Die Abschrift des Gedichtes fortgesetzt«.

Die nach den Entwürfen der Schreibtafel auf der Reise von Karlsbad nach Eger und zu Eger genommene Abschrift des Gedichts ist die in Goethes Bleistiftzügen, wie ich vermute, noch vollständig erhaltene erste Fassung; allerdings sind die Verse 70 bis 102 in derselben noch nicht aufgefunden. Die am 17. und 18. September 1823 in Weimar genommene ist die bekannte, auf der Grossherzoglichen Bibliothek daselbst aufbewahrte Reinschrift in Tinte, gleichfalls von des Dichters Hand, neun Blätter, mit der Aufschrift: Elegie, September 1823. Eckermann hat sie unter dem 27. Oktober desselben Jahres geschildert. Er war der erste, dem sie Goethe zeigte. Derselbe bemerkt in seinem Tagebuch unter diesem Datum: »Gab ihm das neueste Gedicht zu lesen. Alsogleich sehr feine Bemerkungen darüber«. Diese Bemerkungen kennen wir aus Eckermann's Gesprächen von demselben 27. Oktober: »Das Gedicht wälzte sich stets um seine eigene Axe und schien immer dahin zurückzukehren, woher es ausgegangen« und vom 16. November: »ich schloss auf einen Einfluss von Byron, welches Goethe auch nicht ablehnte«. Auch W. v. Humboldt, der einen grossen Theil des November 1823 in Weimar zubrachte, sah das Gedicht,

wie wir wissen. Goethe gedenkt dessen nicht, nur, dass er ihm den Paria und das Buch des Paradieses aus seinem Divan mitgetheilt. Dagegen wird von Zelter am 1. Dezember angemerkt: »Die Elegie gelesen und wieder gelesen. — Sodann mit Zelter die Elegie nochmals gelesen«, ähnlich am 11. Dann erst wird Riemer dieselbe am 14. vorgelegt und »darüber gesprochen« und am 23. dem Kanzler von Müller.

Als Erinnerungen an die gemeinsame Partie nach Elbogen bewahrte Goethe ein Paar Damenhandschuhe mit der Inschrift von seiner Hand »Karlsbad 1823«, sowie das in dem Eintrag vom 28. August erwähnte Trinkglas mit den Anfangsbuchstaben der Namen der drei Schwestern. Beides befindet sich jetzt im Goethe-Museum zu Weimar. Als er zu seinem nächsten Geburtstage von den vier Levetzowschen Frauen einen gemeinschaftlichen Brief erhielt, verwahrte er denselben in jenem Glase, worin er im vorigen Jahre (1885) gefunden wurde. Am 1. September 1823 hatte er an den Rath Grüner geschrieben, er habe seinen Geburtstag »still und gleichsam anonym in Elbogen gefeiert«; entsprechend wird in der Korrespondenz mit den Levetzows jener Tag immer scherzhaft als der des »öffentlichen Geheimnisses« bezeichnet.

Ulrike nennt sich in einer der unten abgedruckten Nachschriften »Ihr Töchterchen«, und so werden sich überhaupt Goethes Zärtlichkeitsbeweise auf einen väterlichen Kuss auf ihre Stirn beschränkt haben. Auf eine jener Nachschriften beziehen sich seine Worte an die Mutter: »Unendlich hat es mich gefreut, von Ulrikens lieber zarter Hand, an der ich so manchen unvergesslichen Weg zurückgelegt, wieder einige Züge zu sehen; der Wunsch sie noch einmal aufrichtig zu drücken kann bei mir niemals erlöschen«; zugleich gedenkt er der heiteren Theilnahme, welche sie und ihre Schwestern seiner »Bergsteigerei und Steinklopferei« geschenkt<sup>1</sup>. Ihr Interesse war Anfangs nur

<sup>1</sup> Strehle, Goethes Briefe II, 482.

gering an Goethes Liebhaberei; als er sie daher einmal wieder zu den in seiner Wohnung auf Tischen ausgebreiteten Mineralien führte, fand sie darunter etwas von *ihren* Liebhabereien, eine Tafel Chocolate, versteckt mit einem Zettel, worauf er geschrieben:

Geniesse dies nach deiner eignen Weise,  
Wenn nicht als Trank, so doch als Speise.

Dass Goethe ihr einen Heiraths-Antrag gemacht, wird von authentischer Seite bestritten, erscheint auch nach den Verhältnissen und nach der Unbefangenheit des Verkehrs bis zum Ende des Karlsbader Aufenthalts unglaublich. Allerdings ist, im Scherz oder im Ernst, eine Heirath Beider betrieben worden, jedoch nur von Seiten des Grossherzogs, hinter Goethes Rücken, in Marienbad; da hat auch die Mutter wohl Ulrike gefragt, was sie dazu meine, und diese sich bereit erklärt, wenn die Mutter es wünsche. Hiebei ist es verblieben; der Grossherzog hatte versprochen, sie solle die erste Stelle in der Weimarischen Gesellschaft einnehmen, und als man auf Goethes Hausgenossen, Sohn, Schwiegertochter und Enkel, verwies, ihr ein zweites Haus dem Palais gegenüber zugesagt.

Nach jener Trennung zu Karlsbad verlebte die Familie den Winter 1824 am Berliner Hofe<sup>1</sup>. Im Sommer desselben Jahres finden wir sie in Dresden, später wieder in Böhmen. Als die zweite Tochter Amelie sich 1827 mit dem damaligen Preussischen Major, spätern Generalmajor und Kommandanten von Stettin, Leop. von Rauch, verheirathete, einem Bruder des gleichnamigen Kriegsministers und alten Freunde der Brösigkes von Kammer her, wählten Mutter und Töchter oft Potsdam zum Aufenthalt. Frau von Rauch ist früh gestorben. Bertha, später zu grosser Schönheit erblüht, vermählte sich mit einem Baron Mladota von Solopisk zu Netlück bei Teplitz. Sie ist im Jahre 1885 ver-

<sup>1</sup> Varnhagen, Blätter aus der Preuss. Geschichte III, 47.

schieden. Ulrike, früher Stiftsdame zum heiligen Grabe, ist unvermählt geblieben; gleich ausgezeichnet durch Verstand wie durch Herzensgüte, bildet sie den Mittelpunkt eines wohlthätigen Kreises in Trziblitze, dem Klebelsbergischen Gute, welches ihr nach dem Ableben ihres Stiefvaters 1858 und dem ihrer Mutter am 10. März 1868 zugefallen ist. Auf ihr Medaillon, auf welchem Goethe sie einst »liebrend« genannt, hat sie geschrieben »jetzt liebespendend«.

Aus der Zeit nach 1823 sind in Weimar überhaupt elf Briefe der Frau von Levetzow gefunden worden. Wir lassen als a) und b) die beiden darunter befindlichen Nachschriften der Ulrike und einen längern Brief der Mutter folgen, weil derselbe, im übrigen den andern Briefen ähnlich, Beschreibungen der drei Töchter enthält.

Mit der mütterlichen Charakteristik stimmt die Schilderung überein, welche die Elegie in den Versen 91 bis 102 von Ulrike giebt. Die Worte sind ihr selbst in den Mund gelegt, wie »tiefe Lehren der Weisheit, die von Kinderlippen schallt«. *Sie* war immer kindlich und dadurch unüberwindlich, *sie* war, was sie war, ganz, eine ungebrochne *naïve Natur* und dadurch dem Dichter und seiner ewigen Jugend verwandt. Bezeichnend hatte dieser ein Divansgedicht von der Erhebung über das Alter und seine Mängel am Tage obiger Fahrt nach Elbogen »*verneuert*«, mit dem Schlusse: »Mir bleibt genug! Es bleibt *Idee* und *Liebe!*«

Die beiden Nachschriften lauten:

a)

*Dresden, 28. August 1824.*

Geehrter Herr Geheimer Rath. Heute vor einem Jahre hatten wir das Vergnügen beinahe den ganzen Tag mit Ihnen in Elbogen zuzubringen, damals nahmen wir uns sehr in Acht das öffentliche Geheimniß nicht durch Worte zu entheiligen, da Sie unsere Gefühle in unsern Mienen lesen konnten; heute ist es anders, aber gewiss nicht besser, denn wir entbehren das Glück in Ihrer Gesellschaft zu

sein, und darum dürfen wir auch aussprechen was wir fühlen an dem Tage, der Sie uns und der Welt schenkte. Nehmen Sie daher unsre besten innigsten Wünsche für Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit von uns mit freundlichem Wohlwollen an, und erinnern Sich auch entfernt zuweilen an  
Ihre ergebene Freundin  
Ulrike.

b)

*Karlsbad, 28. August 1827.*

Auch Ihr Töchterchen vereinigt ihre Wünsche für Ihr Wohl mit jenen der Mutter und trinkt aus Ihrem Glase, dem Unterpfund Ihres gütigen Wohlwollens, heute Ihre Gesundheit.  
Ulrike.

Die Mutter sodann schreibt:

*Potsdam den 6. September 1829.*

Nur die Furcht Sie, hochverehrter Herr Geheimerath, durch mein Geschreibe zu belästigen, konnte mich zum Schweigen veranlassen, denn mit immer gleicher Verehrung, Liebe und Hochachtung gedenken wir Ihrer, und so leben Sie, trotz der langen Trennung, in meinem kleinen Kreise immer als die theuerste Erscheinung, die sich je in unserm stillen häuslichen Zirkel heimisch machte, fort — und oft, sehr oft betrauern wir es, dass die Zeit nie wiederkehrte. Doch die Fortdauer Ihrer Freundschaft, von welcher mir Ihr lieber, lieber Brief wieder ein so grosser Beweis ist, und der uns allen innigste Freude gewährte, ist uns ein grosser Trost, möchte dieser mir und den Meinen stets werden! — Dagegen sind Sie überzeugt, verehrter Herr Geheimerath, dass wir alle mit der innigsten Anhänglichkeit Ihrer gedenken und dass ein jedes Sie betreffende Ereigniss, mag es Schmerz oder Freude sein, in unsrer Seele nachhallt; so war auch der 28. August ein Freudentag in meinem Hause und viele fromme Wünsche wurden zum Himmel gesendet, wenn gleich ich mir nicht mehr zu schreiben wagte.

Mit wahren Vergnügen benutze ich sogleich die Er-

laubbiss, Ihnen einige Nachricht von mir und den Meinen zu geben; dass diess für Sie Interesse hat, macht mir die innigste Freude!

Amelie ist so wohl, wie es möglich ist, sie ist schon viel ausser dem Bett, ihr Kind ist ein hübscher kleiner Mensch, ihr ältester Sohn Franz ist ein grosser Knabe für sein Alter, der jetzt zu sprechen anfängt, was Eltern, Tanten und Grossmutter sehr unterhält; sie ist mit ihrem Manne sehr glücklich, Rauch ist aber auch ein vortrefflicher Mensch, und aus der lebhaften Amelie ist eine sehr stille Hausfrau geworden, die nur für ihren Mann und ihre Kinder lebt.

Ulrike ist, wie sie war, gut, sanft, häuslich, sorgt für die Schwester und deren Kinder, dabei heiter ohne lustig zu sein. Ihre immer gleich bleibende Laune, ihr gefälliges anspruchsloses Wesen macht ihr fast aus allen Bekannten — Freunde, was ja als ein Glück anzusehen ist.

Bertha ist sehr gross, und ich darf es ja zu Ihnen sagen, sehr hübsch geworden; hat eine sehr hübsche Stimme, und ist lieb und gut, nur ein sehr reizbares Nervensystem, daher etwas empfindlich; aber Ulrike und Bertha lieben sich so unaussprechlich, dass sie beide von der Möglichkeit einer Trennung nichts hören wollen.

Nun sagen Sie, habe ich als Mutter es wagen dürfen so offen zu sprechen, ohne für eitel, oder Gott weiss was, gehalten zu werden? doch Ihre Güte und Freundschaft, dabei die Überzeugung dass Sie mich genau kennen, bürgt mir für die richtige Beurtheilung.

Meine Eltern sind in Marienbad, doch da Mutter oft unwohl ist und ihr das Geschäft zu beschwerlich wird, ist die Ausspielung des Hauses nun bestimmt; da wir es nur für die Summe, die es zu bauen kostete, verkaufen würden, ward dieser Ausweg gewählt.

Graf Klebelsberg kam als Regierungs-Präsident nach Wien, er verliess sehr ungerne sein Vaterland, obgleich ihn die Gnade des Kaisers auszeichnend ehrte. Ich war diesen Winter theils in Trzibnitz, theils in Prag; Amelie war mit



Mann und Kind drei Monate in Böhmen, wo meine Eltern, Klebelsberg, kurz alle die Meinen vereint und sehr glücklich waren. Diesen Sommer brauchte ich wieder Karlsbad, machte einen kurzen Abschiedsbesuch denen Eltern in Marienbad und traf den 5. August hier ein, um Amelie zu pflegen, was ich soweit ich vermochte, treulich that.

Alle die Meinen wollen Ihnen nun noch auf das Herzlichste empfohlen sein. — Nochmals wiederhole ich den innigsten Dank für Ihren mich so unaussprechlich beglückenden Brief und bleibe treu anhänglich, unverändert Ihre ganz ergebene Freundin

A. v. Levetzow.

In dem an Goethe gerichteten Einladungsschreiben, Marienbad den 23. April 1822, endlich hatte die Grossmutter sich, wie folgt, über Tochter und Enkelin geäussert:

Meine Tochter, die ich jede Stunde mit ihren drei Töchtern aus Strassburg<sup>1</sup> erwarte, wird sich sehr glücklich fühlen —, eine Zeit des Sommers wieder mit Ihnen zu verleben, da ich mit Wahrheit sagen kann, Sie, Herr Geheimerath, waren von ihrer Kindheit an der Gegenstand ihrer Verehrung. Und wie wird sich Ulrikchen freuen, wenn sie wieder Töchterchen genannt wird, worauf sie so stolz ist.

Ich sehe mit Vergnügen dem Augenblick entgegen, Sie in unser Haus zu empfangen und verbleibe mit der ausgezeichnetsten Hochachtung Ihre ergebene

Ulrike von Brösigke,  
geb. von Löwenklau.

<sup>1</sup> L. Spach hat dem Aufenthalte der Frau v. Levetzow in Strassburg einen besondern Aufsatz gewidmet.





## 2. GOETHE UND DIE SPRACHE DER BIBEL

VON

VICTOR HEHN.

**D**as Alte und Neue Testament, wie es stückweise aus Luthers Händen gekommen war, bildete seitdem in den protestantisch gewordenen Theilen Deutschlands die erste und allgemeinste Bildungsquelle. Die Jugend lernte draus lesen, der Hausvater verzeichnete auf den ersten weissen Blättern die wichtigsten Familiendata, jede Predigt stützte sich auf Stellen des heiligen Buches — und die Predigt durfte nicht versäumt werden, ja wurde häufig sogar nachgeschrieben. Was die Bibel erzählte, war reine, unzweifelhafte Geschichte, lag allen Vorstellungen von der Urwelt und der Herkunft und den Schicksalen der Völker zu Grunde, begleitete, im frühesten Lebensalter als Stoff aufgenommen, das Kind durch das ganze Leben und ersetzte völlig all das Mannichfaltige, das der jetzige Unterricht der jungen Seele, nicht immer zu ihrem Besten, überliefert. In wohlhabenden Häusern war die Bibel auch mit Kupfern geschmückt; da sah man, wie Adam und Eva im Paradiese unter dem Apfelbaum sassen, wie die Tochter Pharaonis den kleinen Moses auf dem Wasser schwimmend fand, wie der Herr auf dem Sinai blitzte und donnerte, wie die Mauern Jerichos fielen

und Bileam mit seiner Eselin Zwiesprache hielt u. s. w.; die Kinderwelt, noch ehe sie das A b c kannte und Begriffe hatte, ergötzte sich an diesen naiven Bildern, die sich ihr eben darum für immer unauslöschlich einprägten. Wo ein Puppenspiel vorhanden war, wie in Wilhelm Meisters väterlichem Hause, da wurden vor den kleinen Zuschauern nicht etwa mythologische Fabeln dargestellt, sondern man sah Samuel und Jonathan, und Saul trat auf und der kleine David mit Schäferstab, Hirtentasche und Schleuder erlegte den Philister Goliath und das Haupt des Riesen wurde im Triumph über die Bühne getragen. Noch näher lag den Eltern und Lehrern natürlich der Inhalt der Evangelien am Herzen: unser Aller Heil hing von dem Glauben daran ab und so wusste Jedermann, der in irgend einer Schule gewesen war, im Neuen Testament Bescheid und konnte das apostolische Glaubensbekenntniss, sowie die zur Bestätigung oder Erläuterung demselben beigegebenen ausgewählten Bibelsprüche ohne Anstoss hersagen.

Nun aber war die Bibel nicht bloss in der Sprache einer weitentlegenen Vergangenheit, sondern in der einer orientalischen, ganz anders gearteten Rasse geschrieben, und auch das uns nähere und verwandtere Griechisch in den Apokryphen und dem Neuen Testament trug immer noch eine semitische Farbe. Man mag Luthers Geisteskraft so hoch anschlagen, als man wolle, und seine Vermittelungs- und Übersetzungsarbeit nach Gebühr verherrlichen — es strömte doch aus dem allverbreiteten Buche etwas ganz Heterogenes in die gewohnte deutsche Rede. So wurde seit der Reformation unsere Sprache eine andere: allmählich fühlten und unterschieden die Menschen nicht mehr, was in dem, was sie sagten, eingeboren, und was fremd war; wer in biblischen Wendungen sich ausdrückte, sprach ein ächtes, natürliches, von den Vätern ererbtes Deutsch. Als dann um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Epoche neuer Geistesbildung anbrach, war diese Verschmelzung schon geschehen und während die aufgeklärten

Schriftsteller sich eines abstracten Verstandesstiles bedienten, musste die dichterische Sprache der jungen rhein- und mainländischen Genossenschaft, die sich auf dem Naturboden des Volkes und der Überlieferung hielt, als eine eben so kernig-deutsche, wie hebräisch-biblische und griechisch-hebräische sich darstellen.

Anders stand es bei den romanischen Völkern: bei diesen war die Religion nicht so streng auf die Bibel gegründet und diese, als in der fremden lateinischen Sprache belassen, ein verschlossener Schatz: ihre Geschichten wurden zwar an die Mauer und auf die Leinwand gemalt, aber der formale Einfluss ihres Wortlautes auf die lebende Sprache konnte nur ein verhältnissmäßig geringer sein.

Aus »Dichtung und Wahrheit« ist bekannt, wie Goethe an und mit der deutschen Bibel aufgewachsen war. Er sagt im 7. Buch: »Ich für meine Person hatte die Bibel lieb und werth: denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, Alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Art wirksam gewesen«, und bei Gelegenheit des Conflicts seiner oberdeutschen Mundart mit der galanten Leipziger und angeblich allein richtigen Meissner Sprechweise, Buch 6: »mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt sein, sowie die Benutzung treuherziger Chroniken-Ausdrücke. Ich sollte vergessen, dass ich den Geiler von Kaisersberg gelesen hatte, und des Gebrauchs der Sprichwörter entbehren, die doch, statt vieles Hin- und Herfackeln, den Nagel gleich auf den Kopf treffen«. Ähnliche Aussagen enthalten auch die Anmerkungen zum Westöstlichen Divan an verschiedenen Stellen. Dass nun Goethes Jugendschriften voll biblischer Anklänge sind, erklärt sich daraus leicht, aber auch in der folgenden Periode, der Zeit des hellenisch-idealen Stiles, tritt uns nicht selten ein Bild oder eine Wortverbindung entgegen, die dem hebräisch-christlichen Anschauungs- und Sprachkreise angehört. Es war ja eben

die deutsche und die orientalische Denkweise, die sich dann auch in der Rede abdrückte, fast eins geworden, ja Gleichnisse, die nur durch die Sitten und die physische Natur des Morgenlandes begreiflich waren, erschienen natürlich und wurden gebräuchlich. So heisst es in der herrlichen Ode »Das Göttliche«:

Denn unfühlend  
Ist die Natur:  
Es leuchtet die Sonne  
Über Bös' und Gute —

(nach Matth. 5, 45: »Denn er lässet seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten«) und in der Rede des Pylades in der Iphigenie, 2, 1:

Und was wir thun ist, wie es ihnen war,  
Voll Müh' und eitel Stückwerk! —

(Verschmelzung von Ps. 90, 11 und 1 Kor. 13, 9), oder in desselben Pylades Worten:

»die Götter rächen  
Der Väter Missethat nicht an dem Sohn;  
Ein Jeglicher, gut oder böse, nimmt  
Sich seinen Lohn mit seiner That hinweg.  
Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch« —

(mit lauter Formeln der Bibel, z. B. 2 Mos. 20, 5: »denn ich der Herr dein Gott bin ein eiferiger Gott, der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied« — aber ganz und gar nicht in deren Sinn). In der Romanze vom Fischer, die einer ganz andern Welt, als der der alten Hebräer, angehört, nämlich der Mystik des Naturlebens, stammt doch die letzte Zeile:

Und ward nicht mehr gesehn —

aus Genesis 5, 24: »nahm ihn Gott hinweg und ward nit mehr gesehen«<sup>1</sup> — so wie die Worte der Harzreise im Winter:

<sup>1</sup> Wenn Don Manuel in der Braut von Messina sagt:  
Entschwand sie mir und ward nicht mehr gesehen —  
so kann dies eine Reminiscenz aus dem Goetheschen Fischerliede sein.

## Der du der Freuden viel schaffst

aus Jes. 9, 3: »damit machst du der Freuden nicht viel«. Auch die gleichzeitigen Briefe an Frau von Stein, obgleich meistens nur flüchtig wie ein Gespräch hingeworfen, enthalten ähnliche Beziehungen in Fülle. Wenn ihn das erhöhte Gefühl des Schicksals und der ihm gewordenen Gaben ergreift, dann wiederholt er gern Ps. 8, 5: »Was ist der Mensch, dass du sein gedenkest, und des Menschen Kind, dass du dich sein annimmst«, — und wenn er, wie so oft, die Berge besteigt und das Land weit und breit überschaut, steht ihm die evangelische Versuchungsgeschichte vor dem Geist — so am Schlusse der eben genannten Harzreise im Winter:

Du stehst mit unerforschtem Busen,  
Geheimnissvoll offenbar,  
Über der erstaunten Welt  
Und schaut aus Wolken  
Über ihre Reiche und Herrlichkeit —

auch 1780, 21. September: »Wir stiegen, ohne Teufel oder Söhne Gottes zu sein, auf hohe Berge und die Zinne des Tempels, da zu schauen die Reiche der Welt und ihre Mühseligkeit und die Gefahr, sich mit einem Mal herabzustürzen« — und 1782, 12. April: »erlaube, wenn ich zurückkomme, dass ich Dich nach meiner Art auf den Gipfel des Felsens führe und Dir die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeige«. Hat er sich durch irgend etwas vergangen und die Geliebte ist streng und kalt gegen ihn, dann vergleicht er sich dem Gekreuzigten, 1780, 29. Oktober: »Ob ich Vergebung verdiene, weiss ich nicht, Mit-leiden gewiss. So gehts aber dem, der still vor sich leidet und durch Klagen weder die Seinigen ängstigen, noch sich erweichen mag, — wenn er endlich aus gedrängter Seele Eli, Eli, lama asabthani ruft, spricht das Volk, Du hast Andern geholfen, hilf Dir selbst, und die Besten übersetzens falsch und glauben, er rufe dem Elias«. An Kraft

in Gera, 2. November 1778: »Um diesen Teich, den ein Engel nur selten bewegt, harren Hunderte viele Jahre her, nur Wenige können genesen, und ich bin der Mann nicht, zwischen der Zeit zu sagen: steh auf und wandle!« (der Teich Bethesda bei Joh. 5, 2 ff.). Eben so häufig, als die christlichen Urkunden, oder noch häufiger vielleicht, schweben ihm die Begebenheiten und Aussprüche des Alten Testaments vor, die jetzt dem Gebildeten, mit Ausnahme etwa der Genesis und des Exodus und einiger Psalmen, fremd und unbekannt zu sein pflegen. Er schreibt den 2. December 1776: »Ich preise die Götter, die uns bei den Schöpfen fassen und uns gleich jenen Propheten mit unsern Reiskrempeln abseits tragen« (Vom Drachen zu Babel 32 ff., wo der Prophet Habakuk zu Daniel in der Löwengrube getragen wird), 1777, 10. December: »Mit mir verfährt Gott, wie mit seinen alten Heiligen und ich weiss nicht, woher mirs kommt. Wenn ich zum Befestigungszeichen bitte, dass möge das Fell trocken sein und die Tenne nass, so ist's so« (Richter 6, 36 — 40, Gideons Bitte um ein Zeichen, die ihm der Herr gewährt), und Tags drauf: »und ich kam mir vor, wie der König, den der Prophet mit dem Bogen schlagen heisst und der zu wenig schlägt« (2 Kön. 13, 17—19, der Prophet Elisa und der König Joas von Israel). Das schöne Gleichniss in dem Briefe aus Berlin, 17. Mai 1778: »Sonst war meine Seele wie eine Stadt mit geringen Mauern, die hinter sich eine Citadelle auf dem Berge hat. Das Schloss bewacht ich und die Stadt liess ich in Frieden und Krieg wehrlos: nun fang ich auch an die zu befestigen — wärs nur indess gegen die leichten Truppen« — ist doch nur eine weitere Ausführung von Spr. Sal. 25, 28: »Ein Mann, der seinen Geist nicht halten kann, ist wie eine offene Stadt ohne Mauern«. An Frau von Stein, 24. Juni 1779: »Sie thun sehr wohl, dass Sie mich durch Ihre Raben speisen lassen, Morgens und Abends, denn es ist doch eins der sichtbarsten und gemessensten Zeichen, dass man im Himmel

an die Propheten denkt« (wie dem Propheten Elias geschah, 1 Kön. 17, 2—6). Tags drauf schreibt er in sein Tagebuch: »Aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unbekanntem Engel, sollt ich mir die Hüfte ausrenken« (wie der Erzvater Jacob, Genesis 32). Vom Gipfel des Gotthard, 13. November 1779: »doch sind wir schon durch so vieles Grosse durchgegangen, dass wir wie Leviathane sind, die den Strom trinken und sein nicht achten« (nach Hiob 40, 18). Brief vom 9. Mai 1782: »Ein Fremder kommt immer wie Israel durchs rothe Meer, ein Zauberstab macht die feuchten Wände stehend — wehe dem, über den sie zusammenschlagen!« Auch wo sich keine bestimmte Stelle finden will, die den Ausdruck eingegeben hätte, vernehmen wir biblischen Klang, z. B. 13. September 1777: »Ich singe Psalmen dem Herrn, der mich aus Schmerzen und Enge wieder in Höhe und Herrlichkeit gebracht hat«. Auch die Briefe aus Italien, die mit ihrer seelenvollen Schwärmerei noch in diesen mittleren Lebensabschnitt und Dichtungsstil gehören, bedienen sich oft genug biblischer Formen. So gleich Anfangs, 19. Oktober 1786 aus Bologna: »es ist als da sich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen vermählten, daraus entstanden mancherlei Ungeheuer« (Genesis 6), und in demselben Briefe: »und so geht mirs denn, wie Bileam, dem confusen Propheten, welcher segnete, da er zu fluchen gedachte« (4 Mos. 22 und 23). Neapel 3. März 1787: »die Erde ist überall des Herrn« (nach Ps. 24, 1). Zweiter römischer Aufenthalt, 23. August 1787: »Nun hat mich die menschliche Gestalt gefasst und ich sie, und ich sage: Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, und sollt ich mich lahm ringen« (wie oben, Genesis 32), und in demselben Brief: »die Gestalt dieser Welt vergeht« (1 Kor. 7, 31) und am 28. September: »So lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin, was meines Vaters ist« (Luc. 2, 49). In dem fünften Akt des Egmont, der in Rom geschrieben sein wird, sagt Brackenburg:



»Er war der reiche Mann und lockte des Armen einziges Schaf zur bessern Weide herüber« (nach der Parabel Nathans, 2 Sam. 12). Auch in »Rastlose Liebe« ist der Ausdruck »Krone des Lebens«, der kurz vor der italienischen Reise dem Gedichte eingefügt wurde, der Apokalypse 2, 10 entlehnt, so wie das Motto, das er sich in den ersten Wochen nach der Rückkehr zur Lebensführung wählte: »wenn du stille bist, so wird dir geholfen« (Caroline Herder an ihren Mann, 8. August 1788) nur die Sprüche Jes. 30, 15 und Ps. 62, 2 wiederholt<sup>1</sup>. Auch wo er nicht dieselben oder ähnliche Worte braucht, sieht er mitten im klassischen Lande biblische Szenen vor Augen: so in Palermo, 15. April, den Zug der Kinder Israels durchs rothe Meer oder in der Todesgefahr auf der Seefahrt von Messina nach Neapel den stürmischen See Tiberias und die Rettung durch den Herrn.

Mit dem Umschwung, der bald nach der Wiederkunft in Goethes Gemüth und Stimmung erfolgte, werden die lutherischen Reminiscenzen seltener. Doch mitten in der heiteren, zärtlichen, mythologischen Sprache der Römischen Elegien klingt noch der Vers:

Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag  
nach Ps. 139, 12: und die Nacht leuchtet wie der Tag,  
und in der ersten Epistel:

doch bald wie jeder sein Antlitz,  
Das er im Spiegel gesehen, vergisst —

nach Ep. Jacobi 1, 23—24: »der ist gleich einem Manne, der sein leiblich Angesicht im Spiegel beschauet. Denn nachdem er sich beschauet hat, gehet er von Stund an davon und vergisst, wie er gestaltet war«. Auch in Hermann und Dorothea, Gesang 5, erinnert der Vers: »die gebt mir,

<sup>1</sup> Dasselbe Wort hatte er übrigens schon vor Jahren, in der ersten Weimarer Zeit, sich als Regel vorgehalten, in einem Briefe an Frau v. Stein (bei Schöll, S. 28, Fielitz No. 84) und an den Musiker Kayser (15. August 1776).

Vater« an Richter 15, 2: »gebt mir dieselbe zum Weibe, gieb mir diese«, und der andere im 6. Gesange: »Glück dir und dem Weibe der Jugend« an Spr. Sal. 5, 18: »Freue dich des Weibes deiner Jugend«, oder die Rede des Vaters:

Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und  
Reinlichkeit waltet,  
Da gewöhnt sich leicht der Bürger zu schmutzigem  
Saumsal —

an Sirach 10: »Wie der Regent ist, so sind auch die Amtleute; wie der Rath ist, so sind auch die Bürger«, oder Hermanns Worte:

und nicht das Mädchen allein lässt  
Vater und Mutter zurück, wenn sie dem erwählten  
Mann folgt;  
Auch der Jüngling, er weiss nichts mehr von Mutter  
und Vater,  
Wenn er das Mädchen sieht, das einziggeliebte, davonziehn —

an Genesis 2, 24: »darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen« (auch bei den beiden ersten Evangelisten und Ephes. 5, 31). — Auch Wilhelm Meister schliesst mit dem Hinweis auf eine alttestamentliche Geschichte (in Absicht, die Idee des Romans d. h. die des bloss von seinem Gemüthe geführten Irrenden, den dennoch das Schicksal oder das Glück oder eine höhere Hand, oder wie man es nennen will, zum Ziele führt, prägnant zusammenzufassen): »Du kommst mir vor, wie Saul, der Sohn Kis, der ausging seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand« — und wenn Mignon singt:

Zieht mir das weisse Kleid nicht aus —  
— Dort ruh ich eine kleine Stille —

so hat ihr Apokalypse 6, 11 vorgeschwebt: »Und ihnen wurde gegeben ein weiss Kleid und ward zu ihnen gesagt, dass sie ruheten eine kleine Zeit« und in ihrem Sehnsuchtsliede:

Ach der mich liebt und kennt,  
Ist in der Weite —

Hiob 16, 19: »der mich kennt, ist in der Höhe«. Aus der spätern Prosa wollen wir nur aus Dichtung und Wahrheit, Buch 15, die eine bildliche Redensart anführen: »ich trete die Kelter allein«, die dem Propheten Jesaias 63, 3 angehört. Noch am Schlusse des Lebens brachte der Dichter im vierten Akt des Faust die drei Gewaltigen: Raubebold, Habebald, Haltefest, und die Eilebeute aus dem Alten Testament hervor — indem er Jes. 8 und 2 Sam. 23 combinirte.

Näher und reichlicher, als aus den Werken des Mannes und des reifen, gemäßigten, mehr antiken Stiles, spricht die biblische Rede- und Vorstellungsweise aus Vers und Prosa der Jugendzeit. In manchen Strassburger und Frankfurter Briefen scheint der werdende Dichter sich gar nicht anders als in Bildern und Worten des Alten und Neuen Testaments ausdrücken zu können. So wenn er an Herder schreibt: »ist uns köstlicher denn Myrrhen, thut wohl wie Striegel und hären Tuch dem aus dem Bade Steigenden«, — an denselben: »ich sah den gepeitschten Heliodor an der Erde und der himmlische Grimm der rächenden Geister säuselte um mich herum« (nach 2 Maccab. 3), — an Kestner: »ich wandere in Wüsten, da kein Wasser ist; meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen«, — an denselben: »dass ich ihm wünsche, er möge den Hals brechen, wie Eli« (1 Sam. 4, 18), — an Schönborn: »aber ich höre das Philistervolk schon rufen: er ist voll süssen Weines! und der Landpfleger wiegt sich auf seinem Stuhle und spricht: du rasest« (Act. Ap. 26, 24).

Eben so in den Dichtwerken jener Jahre. Götz von Berlichingen: gleich in der ersten Scene der Wirth: »in meiner Stube solls ehrlich und ordentlich zugehen« (1 Kor. 14, 40: lasst Alles ehrlich und ordentlich zugehen); Bruder Martin: »der Wein erfreut des Menschen Herz« (nach Ps. 104, 15); derselbe: »wohl dem der ein tugendsam Weib hat, dess lebt er noch eins so lange« (wörtlich aus Sir. 26, 1);

Liebetraut: »ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande« (Matth. 13, 51, Parall.); Bischof: »und das Reich ist eine Mördergrube« (Matth. 21, 13, Parall.); Götz: »dass ich nicht sehen soll, wo Alles hinaus will« (Matth. 26, 58: auf dass er sähe, wo es hinaus wolle); derselbe: »die mein Fleisch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde zu fressen vorschneiden soll« (1 Sam. 17, 44: ich will dein Fleisch geben den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde); Adelheid: »o ihr Ungläubigen, immer Zeichen und Wunder!« (häufige biblische Formel); Elisabeth: »die grossen goldnen Ketten stehen ihnen zu Gesicht« — Götz (unterbricht sie): »wie dem Schwein das Halsband« (Spr. Sal. 11, 22: wie eine Sau mit einem goldenen Haarband; wegen der Ketten musste das Haarband in ein Halsband verwandelt werden und, weil es sich um Rathsherrn, also um Männer handelt, die Sau in ein Schwein).

Faust: Allbekannt ist, dass der Prolog im Himmel den ersten Kapiteln des Buches Hiob nachgebildet ist, selbst bis auf einzelne Worte hinaus. Faust: »ob mir durch Geistes Kraft und Mund« (Röm. 15, 19: durch Kraft des Geistes Gottes); derselbe zu Wagner: »sei er kein schellenlauter Thor« (d. h. kein Narr? oder vielmehr nach 1 Kor. 13, 1: ein tönend Erz oder eine klingende Schelle); derselbe zu Gretchen: »als alle Weisheit dieser Welt (1 Kor. 3, 19); der Bürger vor dem Thor: »als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei« (Matth. 24, 6: Ihr werdet hören Kriege und Geschrei von Kriegen, Marc. 13, 7); Mephistopheles zu Frau Marthe:

Ja, gute Frau, durch zweier Zeugen Mund  
Wird allerwegs die Wahrheit kund —

(schon im mosaischen Gesetz, danach auch im Neuen Testament, z. B. Joh. 8, 17: auch stehet in eurem Gesetz geschrieben, dass zweier Menschen Zeugnis wahr sei); derselbe: »habe noch gar einen feinen Gesellen« (Tob. 5, 5: und fand einen feinen jungen Gesellen stehen); derselbe:

»ein eigener Herd,

Ein braves Weib sind Gold und Perlen werth —«

(nach Spr. Sal. 31, 10: wem ein tugendsam Weib bescheeret ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen). Margarete:

Ihr Engel, ihr heiligen Schaaren,  
Lagert euch umher, mich zu bewahren!

(nach Ps. 34, 8: der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus). In ihrem Liede von dem König in Thule ist die Zeile:

Die Augen gingen ihm über

dem Ev. Joh. 11, 35 entnommen: und Jesu gingen die Augen über (wegen des Lazarus, wie dem König von Thule wegen des Todes seiner Buhle).

Prometheus: »Ich habe sie geformt nach meinem Bilde« (Genesis 1, 26—27); »ist seine Hand wider Jedermann, wird Jedermanns Hand sein wider ihn« (nach Genesis 16, 12); »da ich ein Kind war« (nach 1 Kor. 13, 11).

Werther 3. November: »ich habe oft Gott um Thränen gebeten, wie ein Ackersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm ist und um ihn die Erde verdurstet« (nach 5 Mos. 28, 23—24; noch in der Eugenie 5, 6: ist denn der Himmel ehern über mir?).

Egmont, in einer der Volksscenen, also wohl noch in Frankfurt gedichtet: »was an Euch ist, Ruhe zu erhalten, Leute, das thut« (nach Röm. 12, 18: Ist es möglich, so viel an Euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden).

Stella, die Postmeisterin: »Das thut die Jugend: werden sich schon legen, die stolzen Wellen« (nach Hiob 38, 11: hier sollen sich legen deine stolzen Wellen).

Mit allem Obigen haben wir nur Beispiele, einzelne Proben, keine erschöpfende Sammlung geben wollen. Eben durch solche bald bestimmte bald unbestimmte biblische Erinnerungen wird zum grossen Theil der Eindruck des Deutschen, des Traulichen, Heimatlichen bewirkt, den Jeder von Goethes Dichtungen, wie bei seinem ersten Auftreten

so noch jetzt, empfing und empfängt. So sprachen die Eltern, die Grosseltern, so klang die Rede im Hause, im Verlauf des Tages und des Jahres; auch der Jüngling wusste es nicht anders und wiederholte nur, was er seit den Kinderjahren gehört. Goethes Mutter war gewohnt, mit der Bibel zu verkehren und diese in Zweifeln und Sorgen als Orakel zu brauchen; so fand sie bei Erkrankung des Sohnes Trost und Beruhigung in dem Spruch aus Jeremias von den Weinbergen Samariä, und lesen wir jetzt die Briefe der Frau Rath, so fehlt fast in keinem eine Anspielung auf die Bibel oder eine Redensart von daher und jedesmal, wenn die Schreiberin nach neckischem Geplauder ernsthaft wird, dient ihr der Ton der Psalmen zum Ausdruck des Gedankens oder Gefühles. Auch der Vater gab dem Sohne bei dessen erster Reise nach Italien, die aber nur bis Heidelberg ging, den Spruch aus dem Evangelium Matthäi mit auf den Weg: »Bittet, dass eure Flucht nicht geschehe im Winter oder am Sabbat« — und der Text kam ihm also von selbst in den Mund. (Ein jetziger Vater würde, wenn er gebildet und nicht gerade ein Geistlicher wäre, bei solcher Gelegenheit einen Spruch nicht aus der Bibel, sondern aus Goethe oder Schiller, oder, wenn er mehr zum mittleren Durchschnitt gehörte, einen aus Heine oder aus einer Offenbachschen Oper wählen). Während der unendlichen Verödung des Nationalgeistes in der langen Zeit von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts war die Bibel der einzige Halt des Armen; die Bürgerwelt kannte keine andere Form idealer Erhebung und in Trauer und Noth kein anderes Labsal. Die Vornehmen, die unter den groben und rohen oder pedantischen und servilen Volksgenossen nichts Ansprechendes fanden, wandten sich den Sitten und der Sprache des Auslandes zu und allmählich hatte sich von diesem in immer weiterer Herrschaft jene Denkart festgesetzt, die man sich gewöhnt hat die Aufklärung zu nennen. Diese neue Bildung nährte sich von oberflächlichen, selbstzufriedenen Verstandesbe-

griffen und demgemäß war auch ihre Sprache arm, farb- und blutlos, dem Volksgemüth und der nationalen Vergangenheit abgekehrt. Von der letzteren aber, also aus Chroniken, Liedern, gedruckten und gesprochenen Vermächtnissen alter Zeiten, besonders aber aus der lutherischen Bibel zog Goethes Ausdruck sein Leben und seine Kraft.

Wir Neuere wissen in der Regel gar nicht, wie viel in unserer gewohnten Umgangssprache ursprünglich biblisches Gut ist. Wenn wir sagen: es geschieht nichts Neues unter der Sonne; Niemand kann zweien Herren dienen; dem Reinen ist Alles rein; Ehre dem Ehre gebührt; wess das Herz voll ist, dess geht der Mund über; ein Arbeiter ist seines Lohnes werth; wer Pech angreift, besudelt sich; die Haare standen mir zu Berge; wir schüttelten den Staub von den Füßen; es fiel mir wie Schuppen von den Augen; da wird kein Stein auf dem andern bleiben; die Axt an die Wurzel legen; wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler; nicht werth ihm die Riemen seiner Schuhe aufzulösen; bleibe im Lande und nähre dich redlich; wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein; Arzt hilf dir selber; Dies soll man thun und Jenes nicht lassen; wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; jeder Tag hat seine Plage (wie auch Philine singt); wess Geistes Kinder sie sind; sie sind ein Herz und eine Seele; Herzen und Nieren prüfen; nach seiner Pfeife tanzen; auf den Händen tragen; ein Spott der Leute werden; sich in die Zeit (oder die Welt) schicken; an etwas Schiffbruch leiden; das gute Theil erwählen; zahllos wie Sand am Meer (auch bei den griechisch-lateinischen Klassikern); ein Ende mit Schrecken; das Herz ausschütten; mit Blindheit geschlagen; zu Schanden werden; in den Wind reden; Recht und Gerechtigkeit; herrlich und in Freuden; Land und Leute; Hunger und Kummer; zittern und zagen; volle Kammern; des Todes Bitterkeit (»bitterer Tod« Gretchen im Kerker, »bitteren Tod« Iphigenie 4, 2); das sei ferne; lieb und werth; von Stund an; sauer sehen; über die Maßen; gehab dich wohl; weg mit

ihm — so haben alle diese und viele andere umlaufenden Worte und festen Formeln ihre Quelle in Luthers Bibel, auf deren Sprache ja auch das Kirchenlied und der Stil jeder geistlichen Rede sich gründeten und noch gründen.

Wie weit nun auch der eigentliche deutsche *Satzbau* aus dem noch sehr elementaren der hebräisch-griechischen, lateinischen und deutschen Bibel sich hervorgebildet hat — dies zu ermitteln würde eine feine und lange Beobachtung und Untersuchung erfordern. Indess, da das Volk nicht schrieb, und auch die Frauen nicht, so war auch das syntaktische Gefüge, wie es im 18. Jahrhundert sich festgestellt hatte, mehr das Werk der Bildung, bewusster Kunst, des erwachten logischen Denkens, die Arbeit gelehrter Nachahmer. Das Lateinische und Französische, diese in der Kultur vorangegangenen, scharf in Syllogismen entwickelten und wie zu Krystallen gefrorenen Sprachen gaben auch dem deutschen Schreiber das Muster und Vorbild ab. Bei Luther sind die Conjunctionen noch sehr dürrig und unbestimmt, die Interpunction eine bloss allgemeine, unentschiedene, das Verhältniss der Satzglieder schwankend, selbst die Wortfolge noch nicht geregelt. Auch darin folgt Goethe gern der Sprache des 16. Jahrhunderts und der Bibel. Wenn es z. B. heisst: »Nehmet wahr der Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen, sie arbeiten nicht, so spinnen sie nicht« oder: »der Herr hat alles Land in unsere Hände gegeben, auch so sind alle Einwohner des Landes feig für uns«, so sagt auch der Fremde zu Wilhelm Meister 1, 17: »von Bronzen besass er eine sehr instructive Suite, so hatte er auch seine Münzen zweckmässig gesammelt« und nicht anders das Lied der Bauern im Faust:

Schon um die Linde war es voll  
Und alles tanzte schon wie toll,  
So ging der Fiedelbogen.

Und wenn wir 2 Sam. 14, 13 lesen: »dass er *seinen Verstossenen*



nicht wieder holen lasset« so begegnet uns dieselbe ungewöhnliche Wendung in Hermann und Dorothea:

er sprach zu seiner Verwunderten also —.

Sorglose Verbindungen der Art, da sie dem lateinischen periodologischen Stil, wie er in den Büchern der akademischen Magister und sogenannten Weltweisen herrschte, grade entgegengesetzt sind, erhöhen nur den Reiz dieser lebendigen, kindlichen, nachlässigen, übermüthigen, den Verstand geflissentlich neckenden und beschämenden Goetheschen Poesie und Prosa.





### 3. GOETHES LITERARISCHER EINFLUSS AUF FRANKREICH

VON

TH. SÜPFLE.

**E**s giebt kein Kulturvolk, auf welches die Geistessonne unseres grössten Dichters nicht mächtig herabgeleuchtet hätte. Selbst oder vielmehr gerade Frankreich, welches über unsere Literatur so lange geherrscht hatte, liess deren belebende Strahlen in reichem Maasse auf sich einwirken. Was Goethe einst den Franzosen in seinem Bildungsgange verdankt hatte, das hat er, zum Teil schon als Jüngling, durch die herrlichsten Spenden tausendfach zurückgegeben. Mit ihm ergreift die deutsche Literatur nach langem Ringen die Führerschaft wie in Europa überhaupt, so auch in Frankreich, führt es in ungeahnte Gebiete des Schönen ein und zeigt ihm den Weg zur wahren Dichtung. Die bisher mehr geahnte als begriffene Universalität unserer Natur, die Tiefe unseres Denkens und Fühlens, die Idealität unseres Strebens, welche sich in Goethe so harmonisch verkörperten, liessen neue Kraft und neue Jugendfrische in die nach glänzenden Leistungen ermattete und sichtbar gealterte französische Poesie einströmen. Zugleich wurde sie auch dem Umfange nach durch die Mannigfaltigkeit unserer dichterischen Formen erweitert. Und wenn auch der französische Geist unsern Goethe nicht ganz so innerlich, als wir wünschen möchten, in sich aufgenommen hat, so erfuhr er doch, wenn auch zum Theil unbewusst oder selbst widerwillig, nach wichtigen Beziehungen hin dessen Einwirkung. Das hohe und umfassende Genie Goethes, welches Meisterwerke jeder Art und in ganz neuer Art schuf, fand bald stille bald stürmische Aufnahme

jenseits der Grenze und rief nicht bloß bei den Dichtern und Schriftstellern Frankreichs befruchtenden Einfluss, zahlreiche Nachbildungen, bisweilen, wie bei der sich mit Goethe verwandt fühlenden geistvollen Gräfin d'Agoult, eine Art von höherer Weihe hervor, sondern vermochte, wenigstens mittelbar, auch auf die Anschauungen des ganzen Volkes einen unverkennbaren und mehr als augenblicklichen Eindruck auszuüben.

Zwar ist nicht allen Franzosen sein Name bekannt, obgleich er bei ihnen nicht bloß als Dichter, sondern auch als Naturforscher, als Denker und als Mensch überhaupt — wie unter anderem das Lustspiel der Frau Colet »la Jeunesse de Goethe« bezeugt — Gegenstand des Studiums und des regsten Interesses geworden ist. Aber allgemein bekannt sind in Frankreich seine Schöpfungen oder zum mindesten die hervorragendsten Verkörperungen aus denselben. Mit unwiderstehlichem Zauber zogen zumal die verklärten Frauengestalten Lotte, Dorothea, Mignon und Gretchen in die Gefühls- und Phantasiewelt unserer Nachbarn ein, für deren Dichter sie leuchtende Typen des ewig Weiblichen wurden. Gleichsam von neuem geboren unter dem Meißel und dem Pinsel französischer Künstler, zum Teil auch durch die einschmeichelnden Klänge der Faust- und Mignon-Opern näher gebracht, drangen seine idealen und doch so lebensvollen Gebilde selbst in fernerliegende Kreise ein, sie waren bald keine Fremdlinge mehr, sie wurden wahrhaft volksthümlich und einheimisch auf französischem Boden.

Indem wir uns die Aufgabe stellen, unter besonderer Berücksichtigung der theils neuen theils berichtigenden That-sachen, welche wir beibringen können, in seinen wesentlichen Zügen den Nachweis von der vielseitigen Einwirkung unseres Dichters auf die französische Literatur zu geben, weisen wir zunächst darauf hin, daß bei der Aufnahme der Werke Goethes, gerade wie bei unseren damaligen Schriftstellern in Frankreich überhaupt, zwei scharf getrennte und durch einen längern Zwischenraum geschiedene Perioden zu unterscheiden sind. Unterstützt durch die seit etwa der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts für die deutschen Werke erweckten lebhaften Sympathieen<sup>1</sup> wurden die Schöpfungen unseres Dichters rasch jenseits des Rheines bekannt bis zu dem gewaltigen Ausbruch der bürgerlichen Wirren. Dann lösten sich während dieser stürmischen Zeit und den darauf folgenden Eroberungskriegen des Kaiserreiches, welches den deutschen Ideologen ohnehin abhold war, von französischer

<sup>1</sup> Vgl. Th. Süpffe, Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich, erster Band, S. 137 ff.

Seite aus, mit nur wenigen Ausnahmen, die bisher bestandenen literarischen Beziehungen.

Erst nachdem seit der Wiedereinsetzung des alten Königsgeschlechtes Ordnung und Ruhe im Lande zurückgekehrt war, fand man dort die nöthige Musse und; angeregt durch C. Jordan, Villers, B. Constant, besonders aber durch Frau von Staël, auch den wünschenswerthen Sinn für die überraschenden Schöpfungen unserer tiefinnerlichen und zugleich so reichblühenden Dichtung. Goethe selbst verfolgte bald in der einer neuen freien Geistesrichtung huldigenden Zeitschrift »le Globe«, in welcher vor allen der ihm persönlich bekannt gewordenen J. J. Ampère auf ihn hinwies, mit grossem Interesse die Aufnahme und Einwirkung, welche seine dramatischen Werke, besonders der gewaltige »Faust« bei dem Publikum und namentlich auf die jungen französischen Dichter machten, deren Gesichtskreis er erweiterte und für deren geistiges Oberhaupt er gelten konnte. Durch Vermittlung von David d'Angers wurden ihm die neuesten Schriften von den ausgezeichnetsten Talenten der romantischen Schule, darunter Victor Hugo, A. de Vigny, Ballanche, Sainte-Beuve, Balzac, als Autorgeschenke verehrt. Und gleichsam eine Huldigung von ganz Frankreich war es, als der eben genannte geniale Bildhauer voll Begeisterung nach Weimar kam, um die hoheitsvollen Züge des Olympiers durch seine kunstvolle Hand in einer gelungenen Colossalbüste zu verewigen.

Allerdings erfreute sich Goethe nicht dauernd der nämlichen Gunst in Frankreich. Absichtliche Gleichgültigkeit und sogar gehässige Angriffe suchten seit den fünfzehn letzten Jahren seine hohe Bedeutung zu verringern. Aber der von dem Dichter ausgestreute edle Same ist auch in jenem Lande zu tief eingedrungen, um seine befruchtende Kraft je verlieren zu können.

#### 1. *Clavigo*. — *Werther*.

Wann wurde zum ersten Male der Name unseres Dichters fürsten in Frankreich genannt? Nicht, wie man gewöhnlich annimmt, beim Eindringen seines epochemachenden »Werther«, sondern gelegentlich eines andern, weit minder bedeutsamen Jugendwerkes. Als Verfasser des »*Clavigo*« wurde Goethe jenseits des Rheins zunächst genannt, aber natürlich nur einfach erwähnt, keineswegs bekannt oder gar gefeiert. In der That konnte dieses Trauerspiel, dessen Stoff aus einer französischen Quelle entnommen war und dessen dramatische Form sich an die regelmäßige des französischen Theaters anschloss, unmöglich einen besondern Eindruck bei unseren Nachbarn hervorrufen.

Im Gegentheile zeigte die französische Zeitschrift, welche noch in dem Entstehungsjahre (1774) von dem Stücke Kenntniss

nahm, eine ziemlich kühle Haltung. Der Beurtheiler, welchem der deutsche Text vorlag, bemerkt zunächst, dass die nämliche anziehende Episode, welche von Goethe aus den Memoiren des Beaumarchais benutzt wurde, schon vorher den Stoff zu einem *französischen* Drama geliefert habe, welches in der Umgegend von Paris auf einem Liebhabertheater — es war dasjenige des Prinzen von Conti — mit Beifall aufgeführt worden sei. Diese kurze Mittheilung über die dem »Clavigo« vorausgegangene französische Bearbeitung, deren Verfasser nicht bekannt ist, ist erst neuerdings<sup>1</sup> durch eine nähere Angabe vervollständigt worden. Darnach ist deren Autor der mit Beaumarchais später befreundete Schriftsteller Marsollier, welcher sein höchst unbedeutendes Erzeugnis unter der Aufschrift »Beaumarchais à Madrid, comédie en 3 actes« erscheinen liess, das, wie es scheint, nur einmal, nämlich in Lyon, im Jahre 1780 zur *öffentlichen* Aufführung gelangte.

Wir kehren noch für einen Augenblick zu dem französischen Kritiker des »Clavigo« zurück, welcher nach Mittheilung der Handlung folgendes Urtheil über das Goethesche Stück abgibt. »Dieses Trauerspiel, obgleich einer schlechten Gattung angehörig, ist interessant bis zu den letzten Auftritten ausschliesslich, wo Herr Goethe aufhört, dem thatsächlichen Hergange zu folgen. Er wollte wenigstens in der Lösung des Knotens das Verdienst eigener Erfindung haben; aber dieser Umschwung bietet ohne Zweifel zu viel erzwungene Lagen, um Leuten von Geschmack zu gefallen«.

Weit ungünstiger, ja geradezu wegwerfend lautet das Urtheil, welches Beaumarchais selbst über das Goethesche Stück, das er, wahrscheinlich bei seiner Rückreise aus Wien, in Augsburg hatte aufführen sehen, in einem am 29. germinal, an VII, an den erwähnten Marsollier gerichteten Briefe gefällt hat<sup>2</sup>.

Gleichwohl blieb der »Clavigo« nicht ganz ohne Beachtung in Frankreich. Im J. 1782 wurde eine Übersetzung im ersten Bande des *Nouveau théâtre allemand . . . par M. Friedel* unter der Aufschrift »Clavijo, tragédie, de M. Goethe« vorgelegt. Dabei sind die Namen der zwei auftretenden Personen Beaumarchais und dessen Schwager Guilbert in Ronac und Ilberto umgewandelt. Loménie, der bekannte Biograph des Schriftstellers Beaumarchais, berichtet, dass in Folge einer Anfrage des königlichen Censors bei Beaumarchais diese Namensveränderung dem Übersetzer zur Pflicht gemacht worden sei.

<sup>1</sup> Vgl. A. Bettelheims Aufsatz »Beaumarchais über Goethes Clavigo« in der *Gegenwart*, XVII, Nr. 25, 396 ff., sowie dessen im Jahre 1885 erschienene Biographie von Beaumarchais.

<sup>2</sup> Vgl. die vorhergehende Anmerkung.

Dies ist gewiss möglich. Aber jedenfalls irrt Loménie, wenn er behauptet (II, 343), dass auf diese Art erst im J. 1784 Friedel die Erlaubniss erhalten habe, seine Übersetzung zu veröffentlichen. Denn in der genannten Sammlung erschien dieselbe schon im Jahre 1782.

Auch in späteren dramatischen Sammelwerken wurden Übersetzungen des »Clavigo« gegeben. Auf eine im »Globe« gegebene Beurtheilung (1826) nahm Goethe selbst Bezug. Im J. 1835 erschien in Paris der *deutsche*, bei Hachette gedruckte, Text. Dass das Trauerspiel, wie überhaupt fast alle Schriften Goethes, seinen Platz, in den trefflichen Oeuvres de Goethe par J. Porchat gefunden hat, bedarf kaum einer besondern Erwähnung.

Immerhin hatte der »Clavigo« den Franzosen unmöglich eine Ahnung von der Grösse Goethes geben können. Desto gewaltiger zündete bei ihnen sein jugendlicher Genius, als er bald darauf in den »*Leiden des jungen Werthers*« vor ihren überraschten Blicken sich so glänzend enthüllte. Die Auffassung und Darstellung war auch für die Franzosen neu. Stofflich allerdings war ein verwandtes Thema schon zuvor in französischer Sprache mit grossem Erfolge behandelt worden. Aber während Rousseau seine »Nouvelle Héloïse« zwar in meisterhaftem Stile, aber mit künstlich erwärmter Leidenschaft und in ermüdender Weitschweifigkeit geschrieben hatte, so hat Goethe die überwallende Liebe in seinem Werther unendlich wahrer und allgemein menschlicher mit der ganzen Gluth seines vollen Dichterherzens geschildert und in den ergreifendsten Zügen darzustellen verstanden.

So brachte denn auch in Frankreich dieses in den frischesten Farben gemalte Seelenbild sofort eine lebhaftere Bewegung unter den Geistern hervor, welche mit gleicher Stärke auf dem moralischen wie litterarischen Gebiete sich kundgab. Sogar äusserlich, auf die Mode, wirkten die zwei Hauptpersonen ein: wie die gelben Hosen und der blaue Frack Werthers dann und wann Nachahmer fanden, so wurden der lieblichen Lotte zu Ehren Kleider und Hüte à la Charlotte eine Zeit lang von Französinen getragen. Werther wurde das Lieblingsbuch der Franzosen, es fand bei ihnen eine zweite Heimath. Man vergoss bei dem Lesen Thränen, man schwärmte für ihn, man schrieb, man philosophirte, man predigte sogar über ihn. Volle fünfzig Jahre ahmte man ihn in allen Tonarten und litterarischen Formen nach, fast hundert Jahre lang war er der beliebte Gegenstand zahlreicher Übertragungen. Allerdings wurde dasselbe Werk hinsichtlich der geschilderten Gefühle auch sonderbar, hinsichtlich der Sittlichkeit gefährlich und sogar ein Apostel des Selbstmordes genannt, es wurde parodirt, es wurde sogar verwünscht. Aber

gleichgültig liess es Niemanden in Frankreich, und nicht blos Frauenherzen wurden von ihm mächtig ergriffen. Selbst in die *Sprache* dieses Landes bürgerte sich der Held des vielgelesenen Romanes allmählich ein, um als typische Figur einen gefühlvollen und unglücklich Liebenden zu bezeichnen. So sagte schon im Jahre 1825 ein Kritiker: »le Bug-Jargal de Victor Hugo est amoureux comme Werther«. In ähnlicher Bedeutung wurde auch werthériser und werthérisme gebraucht. Von Frankreich endlich ging die früheste Vermittlung Werthers nach England aus.

Und all diese mächtige Wirkung, welche am Königshofe nicht minder als in den anderen Kreisen hervorgebracht wurde und welche in Frankreich weit länger hinaus als in Deutschland währte, brachte der Werther trotz der wenig bestechenden Form hervor, in welcher das künstlerisch so vollendete deutsche Werk durch die Schuld der frühesten Übersetzer dem übrerrheinischen Publicum vorgeführt worden war. Längere Zeit sogar hatte bei den Franzosen das Vorurtheil geherrscht, als sei der Stil dieses Romanes voll Wunderlichkeiten und Spitzfindigkeiten. Dies führt uns zu der eingehenden Besprechung der wichtigsten Übertragungen, welche von den »Leiden des jungen Werthers« in langer Reihe unternommen wurden.

a) *Übersetzungen Werthers.*

Trotz des vermehrten Interesses nämlich, welches im Vergleiche zu den früheren Zeiten der deutschen Sprache damals in den gebildeten Kreisen entgegengebracht wurde, gab es doch nur wenige Franzosen, welche im Stande waren, diese Schöpfung ungeachtet der lichtvollen Klarheit des Ausdrucks im Urtexte selbst zu lesen. Der früheste Versuch einer französischen Übersetzung wurde schon im Jahre 1775 in Bern gemacht, wie Haller in einem Briefe an Gemmingen erwähnt<sup>1</sup>. Näheres aber ist hierüber bis jetzt nicht bekannt geworden.

Die zwei frühesten, wirklich erschienenen Übertragungen fallen in das Jahr 1776, also zwei Jahre nach Veröffentlichung des deutschen Originals. Freilich wurden dieselben theils wenig, theils langsam jenseits des Rheines bekannt. Von der erstern ist dies auch gar nicht zu bedauern. Denn der äussere Vorzug, die früheste Übersetzung zu sein, ist auch der einzige, den sie bietet. Der Verfasser war der deutsche Kammerherr K. S. von Seckendorff in Weimar, welcher übrigens seinen Namen auf der in Erlangen 1776 erschienenen Übersetzung »les Souffrances du jeune Werther« nur mit Initialen angedeutet hatte. In der in dem Vorworte ausdrücklich erwähnten und wohlgemeinten Absicht, dem Genie Goethe's

<sup>1</sup> Vgl. A. von Hallers Gedichte . . . von L. Hirzel, S. CDLXXXII.

möglichst rasch in Frankreich Gerechtigkeit zu verschaffen, hatte er ohne genügende Durchbildung in der französischen Sprache nicht bloß eine übereilte und fehlerhafte, sondern geradezu eine schülerhafte und ganz ungenießbare Arbeit angefertigt.

Ungleich besser ist die in demselben Jahre, der Angabe nach in Maastricht, in Wahrheit wohl in Bern, erschienene Übersetzung, welche unter der Aufschrift »Werther, traduit de l'allemand . . .« aus der Feder des nicht genannten George Deyverdun aus Lausanne geflossen war. Obgleich nämlich dieser Schriftsteller nicht ganz zuverlässig und auch nicht immer gewählt übersetzte, ohne Noth einzelnes, und zum Theil bedeutsames, bald willkürlich abänderte, bald ganz unterdrückte, so läßt doch seine mit Verständniß, Wärme und Sympathie geschriebene Verdolmetschung die Schönheiten der Urschrift an nicht wenig Stellen durchschimmern und nachfühlen. Auch wurde sie mehrmals neu aufgelegt und bildete den Ausgangspunkt für den Versuch einer *Nachbildung*.

Als eine solche kündigte sich die Bearbeitung »le Nouveau Werther, imité de l'allemand« an, welche in Neufchatel im Jahre 1786 erschien. Nach Angabe des Verlegers hatte nämlich der Marquis de Langle, der Verfasser eines *Voyage en Espagne*, auf Grundlage der Übersetzung von Deyverdun eine Nachahmung des damals schon allgemein beliebten Romanes unter obiger Aufschrift begonnen, war aber bald entmuthigt von seinem Vorhaben zurückgestanden. Der Verleger — Witel — liess aber die schon gedruckten 17 Seiten der begonnenen Nachbildung, welche neben einigen Veränderungen in Namen, Daten und Örtlichkeiten, auch an dem *Inhalte* der ersten Briefe Änderungen, und zwar recht läppische, vorgenommen hatte, unverändert stehen, offenbar, um wenigstens mit einem Schimmer von Berechtigung die Arbeit als eine Nachbildung bezeichnen zu können. Im Übrigen aber ist dieselbe von der Begegnung Werthers mit Lotte an, mit ganz wenigen Ausnahmen, einfach der Abdruck der Übersetzung von Deyverdun, dessen Vorrede und Schlusswort sogar begedruckt wurden. Dabei kündigt sich diese Bearbeitung als eine bessere und correctere an. Ihr Erscheinen sei zudem um so nöthiger gewesen, als der Werther damals in Frankreich ganz vergriffen war, sogar die armselige Arbeit von Seckendorff.

Wir kehren zu den *Übersetzungen* zurück. Auch die dritte derselben ist, wie die zwei ersten, ausserhalb Frankreichs erschienen. Sie wurde mit willkürlicher Veränderung des deutschen Titels unter der Aufschrift »*les Passions du jeune Werther*; ouvrage traduit de l'allemand de M. Goethe par



M. Aubry« in Mannheim — wie das Titelblatt angiebt allerdings auch zugleich in Paris [à Manheim et se trouve à Paris, chez Pissot] — im Jahre 1777 veröffentlicht. Übrigens ist der deutsche Graf Woldemar Friedrich von Schmettow entweder der wirkliche und einzige Verfasser dieser Übertragung oder jedenfalls mehr oder weniger an ihr betheiligt gewesen. Sicher rührt von ihm ein mit seinen Initialen versehenes Schreiben her, welches der Übersetzung vorausgeschickt ist. Darin spricht er von dem Danke, welchen Aubry ihm für die bei der Übersetzung geleisteten Dienste ausgesprochen habe, und giebt dem angeblichen Wunsche desselben, einige Mittheilungen über die deutsche Literatur zu erhalten, Folge. Diese sind dem Inhalte nach oberflächlich, hinsichtlich der vorgebrachten Klage aber, dass die Franzosen gegen unsere neueren Schriftsteller ungerecht seien, im Grossen und Ganzen unbegründet.

Die Übersetzung selbst kann kein besonderes Verdienst beanspruchen. Sie thut zwar dem Texte nirgends Gewalt an, ist aber steif und giebt von der wundervollen Sprache des Urtextes einen nur schwachen Begriff. Gleichwohl ist diese unter dem Namen Aubry veröffentlichte Übertragung diejenige, welche in Frankreich am meisten in Umlauf kam und auch in späteren Auflagen einen ausserordentlichen Absatz fand. Noch im Jahre 1873 erschien sie in einer allerdings vollständigen Umarbeitung neu in Paris. Mehrere Nachdrucke gingen gleich reissend ab. Es ist dies ohne Zweifel auch diejenige Ausgabe, welche Napoleon auf dem ägyptischen Feldzuge mit sich führte und unter den Pyramiden las. Sie war bis zum Sturze des zweiten Kaiserreichs im Louvre in dem sogenannten Musée des souverains unter anderen auf Napoleon bezüglichen Denkwürdigkeiten aufgestellt.

Auf Grund dieser Aubry'schen Übersetzung endlich ist auch die früheste oder jedenfalls eine der frühesten Beurtheilungen des Werther französischerseits erfolgt. Bei dem besondern Interesse, welches sich an diese für uns anknüpft, wollen wir einige Mittheilungen hierüber zusammenstellen.

Im Anfange des Jahres 1778 veröffentlichte ein französischer Kritiker, unter dem wir wahrscheinlich Fréron zu suchen haben, eine eingehende Darlegung des Inhaltes des Werkes, hob mehrere Einzelheiten hervor und sprach sein Urtheil nach der tadelnden und lobenden Seite hin aus. Erstere überwiegt, wie bei den frühesten öffentlichen Würdigungen überhaupt. Der Roman stehe, heisst es, tief unter der Nouvelle Héloïse, es fehle ihm an Handlung und Plan, fast alle Charactere seien verfehlt oder übertrieben, man finde zu viele und zu kleinliche Einzelheiten, wenig Philosophie, unbestimmte und abgebrochene Gedanken, einen declama-

torischen Ton, häufige Abschweifungen von der Hauptsache, oft endlich eine schlechte Auswahl in Bildern, Metaphern und Wendungen.

Anderseits spendet der Beurtheiler dem Verfasser aufrichtig Lob für das feine Verständniss für die Schönheiten der Natur und spricht gelegentlich einiger mitgetheilte beschreibender und reflectirender Stellen die Hoffnung aus, dass der schwache, harte und verwickelte Stil der Übersetzung dem Leser nicht die erhabenen Züge geraubt haben werde, welche in diesen hervorragenden Stellen glänzen. Daneben erkennt er einige weitere Vorzüge an und nennt als solche das Natürliche, das Naive wie in der Odyssee, den Reiz des patriarchalischen Lebens, die Grossartigkeit vieler Bilder, den Schwung der Phantasie, eine andauernde Wärme und zwei bis drei mit Meisterhand geschriebene Briefe. Es sei dem Verfasser leicht gewesen, mit seinem Geiste, seinem Stoffe und mehr Geschmack ein ausgezeichnetes Buch zu verfassen.

Es klingt seltsam wenn der Kritiker, der die hohe Bedeutung, welche das bahnbrechende Buch für sein eigenes Land bald gewinnen sollte, nicht im mindesten ahnte, zum Schlusse folgende Bemerkung wohlgefällig beifügt. Es sei die Aufgabe der Franzosen, unseren emporstrebenden Dichtern die Wahrheit zu sagen, ihnen die unveränderlichen Regeln des Schönen zu zeigen, ihre Fehler mit Sanftmuth zu tadeln und ihren Erfolgen mit Entzücken Beifall zu spenden. So würden seine Landsleute das Verdienst haben, uns durch ihre Lehren und Vorbilder anzuleiten, und zugleich den Ruhm ernten, dass aus ihrer Hand die fremden Nebenbuhler einen Kranz erwarten und stolz darauf sein werden, ihn zu erlangen.

Fast zu gleicher Zeit veröffentlichte die bedeutendste aller französische Zeitschriften, welche zwar selten, aber meist anerkennend über unsere Literatur sprach, eine Beurtheilung, welche von der hohen Bedeutung Werthers nicht den mindesten Begriff hatte.

Eine dritte Beurtheilung wurde im März desselben Jahres 1778 in der *Correspondance littéraire* durch Meister, den Nachfolger Grimms in der Redaction, gegeben. Obgleich sie gewissen Stimmen im Publicum nicht beipflichtete, welche über das ganze Werk den gehässigsten Tadel aussprachen, so verkennt sie doch die grossen Vorzüge desselben. Zwar sei in diesem Romane die Sprache kraftvoll, die Erfindung aber sei weder geistreich noch anziehend.

Noch verblendeter und abfälliger endlich urtheilte auf Grund derselben Übersetzung durch Aubry der bekannte Dichter und Kritiker Laharpe, zunächst in seinem Briefwechsel mit

dem russischen Grossfürsten<sup>1</sup>. Die Deutschen seien in dem Glauben befangen, dass man alles darstellen könne und solle, was man unter die Hand bekomme. Zudem reiche der Stoff des Romans nicht zu einem ganzen Bande aus. Infolge dessen sei er mit moralischen Gemeinplätzen und mit Beschreibungen überladen. Nur in der Schilderung der letzten Augenblicke Werthers kämen Stellen voll Wahrheit vor, welche einen bedeutenden Eindruck hervorbrächten.

Übrigens wurden die zwei zuletzt angeführten Beurtheilungen nicht sofort, sondern erst viel später durch den Druck in Frankreich bekannt und konnten also auf die Stimmung des Publicums damals keinen Einfluss ausüben. Dieses fasste im Gegentheil für die ihm sympathische Figur des jungen, liebenden Werthers eine mehr und mehr wachsende Vorliebe. Von diesem steigenden Interesse zeugt schon äusserlich das Erscheinen weiterer Übertragungen, welche, was die im Jahre 1797 neu aufgelegte Übersetzung von Aubry vernachlässigt hatte, die von Goethe unterdessen hinzugefügten Briefe aufnahm.

Neben den zwei in Basel bei Decker im Jahre 1800 und 1801 erschienenen Übersetzungen, deren erstere von L. C. de Salse verfasst ist und sich durch sehr hübschen Druck auszeichnet, und der in Paris zuerst im Jahre 1804 in nur wenigen Exemplaren gedruckten Übertragung durch den auf dem Titelblatte nicht genannten Grafen de la Bédoyère, führen wir noch insbesondere die in demselben Jahre 1804 in Paris veröffentlichte an, welche die Aufschrift trägt »Werther, traduit de l'allemand . . . par C. L. Sevelinges«. Diese Arbeit bezeichnet einen entschiedenen Fortschritt. Der Übersetzer gab mit ihr nicht blos eine ganz vollständige, sondern auch zuerst eine treue und zugleich wohl gelungene Wiedergabe des unvergleichlichen Vorbildes. Auch fand sie die verdiente Anerkennung und wurde wiederholt neu aufgelegt. Die Vorrede ist in mehrfacher Hinsicht beachtenswerth. Wir führen einiges aus derselben an. Der Verfasser bekämpft zunächst die bei der Mehrzahl seiner Landsleute übliche Aussprache des Namens des Dichters wie »Scheete«, wofür man »Gueüte« sprechen müsse. Über die packende Kraft des Romanes macht er folgende zutreffende Bemerkungen. Dieses so einfache und scheinbar so nackte Buch, das immer beim Gegenstand bleibt und nicht zu Abschweifungen greift wie die Nouvelle Héloïse, sei wirksam, weil die Seele Werthers ohne Schleier ist und in seinen Briefen die Leidenschaft ganz unmittelbar, ohne störende

<sup>1</sup> Vgl. den Aufsatz von L. Geiger »Laharpe und die deutsche Literatur« in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 20. Juni 1882.

Reflexionen hervortritt. Hinsichtlich der Form zeichne sich Goethe durch eine hinreissende Wärme und Lebendigkeit des Stiles aus.

Noch neuerdings (1880) erschien eine durchgesehene und ergänzte Auflage dieser Übersetzung durch E. Grégoire, welche mit einer Vorrede von Sainte-Beuve über Werther und Goethe eingeleitet ist, in welcher die Kestnerschen Briefe, welche schon im Jahre 1855 in das Französische übersetzt worden waren, Berücksichtigung fanden.

Von den später erschienenen Übertragungen müssen wir besonders diejenige anführen, welche unter der Aufschrift »Werther par Goethe« von dem als Philosophen und Politiker bekannten *Pierre Leroux* im Jahre 1829 veröffentlicht worden ist. Sie ist unstreitig die beste von allen. Obgleich nämlich auch diese Übersetzung nicht selten den zarten Schmelz der Urschrift abstreift, manche Bilder verwischt, bisweilen bedeutsame Epitheta unterdrückt, einzelne Begriffe abschwächt, einiges auch nicht ganz richtig aufgefasst hat, so ist sie doch im Grossen und Ganzen mit ebensoviel Treue als Verständniss geschrieben, sie spiegelt mit Glück die kraftvolle Einfachheit der Goethe'schen Sprache zurück, sie ist voll Leben und fesselt den französischen Leser ohne Unterbrechung bis zum Ende.

Das tiefere Verständniss Werthers, welches durch diese hervorragende Leistung in Frankreich vermittelt worden ist, wurde noch vermehrt durch den zehn Jahre später (1839) gelegentlich einer neuen Auflage geschriebenen und wiederholt abgedruckten Aufsatz von Leroux »*Considérations sur Werther et en général sur la poésie de notre époque*«. Freilich findet sich in den darin niedergelegten feinen Bemerkungen auch manches Wunderliche und Verfehlt. So wirft der Verfasser von seinem socialistischen Standpunkte aus Goethe, den er sonst sehr hoch stellt, vor, er habe über sein Versenken in die Schönheit der Natur im Werther nicht genug die gesellschaftlichen Ideen und das Interesse für die ganze Menschheit berücksichtigt; seine Poesie wende sich, wie diejenige Deutschlands überhaupt, zu sehr dem Individuellen und dem Egoismus zu.

Die Übersetzung von Leroux fand den verdienten Beifall in reichem Maasse. Zu einer im Jahre 1845 erschienenen neuen Auflage schrieb G. Sand, welche eine ebenso warme Verehrerin des Werther wie Frau von Staël war, eine empfehlende und gedankenreiche Vorrede. Späterhin drang die beliebte Verdolmetschung durch die Aufnahme in die populäre Sammlung »*Bibliothèque nationale*«, in welcher neben den Meisterwerken der französischen Literatur auch einige hervorragende Schöpfungen ausländischer Dichter bei sehr billigem

Preise in anständiger Ausstattung erscheinen, seit dem Jahre 1864 in immer weitere Kreise des französischen Publicums hinein.

Von noch neueren Übersetzungen erwähnen wir ausser der sorgfältigen im V. Bande der Oeuvres de Goethe par J. Porchat vorgelegten, noch die von Enault bei Hachette in Paris im Jahre 1855 erschienene »Werther par J. W. Goethe; traduction nouvelle et notice biographique et littéraire«, welche wiederholt neu aufgelegt und auch in der Bibliothèque des meilleurs romans étrangers aufgenommen wurde, sowie »Werther par Goethe, traduction nouvelle de N. Fournier, Paris, 1865«.

Wir theilen endlich, was Wenigen bekannt sein dürfte, noch mit, dass bisweilen auch *Einzelstellen* aus Werther ihre Übersetzer fanden. So wurde die Klage des greisen Kriegers Armin, welche, aus Ossian entlehnt, gegen Ende vorgeführt wird, durch A. F. Coupigny im Jahre 1795 in *Versen* übertragen. An den Schluss »Warum weckst Du mich, Frühlingsluft« anknüpfend beginnt die freie Übertragung mit folgenden Alexandrinern:

Pourquoi me réveiller, ô souffle du printemps?  
 Vainement tu me dis: sur ta tige épuisée  
 Je répands les trésors d'une fraîche rosée;  
 Relève vers les cieus tes rameaux languissans.  
 De ces rocs suspendus déjà descend l'orage  
 Qui doit frapper ma tête, et sécher mon feuillage.

— — — — —  
 — — — — —

b) *Nachahmungen Werthers.*

Wenn Goethe in einem bekannten Epigramme die Wirkung seines Werther in Deutschland und Frankreich so feststellt, dass derselbe in jenem Lande Nachahmer, in diesem eifrige Leser gefunden habe, so hat der Dichter in letzterer Hinsicht nicht genug gesagt. Denn jenseits des Rheines wurde Werther wohl ebenso oft nachgeahmt. Aus eben diesen vielfachen Nachbildungen aber tritt am deutlichsten hervor, welche grosse *innere* Wirkung derselbe auf die Gemüther und Geister in Frankreich geübt hat.

Freilich hat nicht sowohl das Frische und Gesunde, das in diesem Seelengemälde lebt, sondern im Gegentheil die einschmeichelnde Schilderung des Krankhaften eine allgemeine Gährung dort wie überall hervorgerufen. Man kann sogar sagen, dass der *Weltschmerz* in Frankreich ebenso heftig wie in seiner deutschen Heimath auftrat. Diese Erscheinung ist um so weniger befremdlich, als die Poesie des schwärmerischen Sehns, welche aus der überwuchernden

deutschen Empfindung hervorgesprossen war, einen für die Aufnahme wohl vorbereiteten Boden bei unseren Nachbarn vorfand. Aus Ursachen verschiedenster Art herrschte bei ihnen vor der Revolution ein Gefühl der Unruhe, des Dranges, nach der Revolution das entgegengesetzte des Ermatteten, Übersättigten, Melancholischen. Beide Arten von Gefühlszuständen nun liessen die Wertherkrankheit leicht aufkommen und sogar zur Modekrankheit werden, riefen aber hinsichtlich des Rückschlages in den zwei genannten verschiedenen Zeitabschnitten wesentlich verschiedene literarische Einwirkungen hervor.

Die in dem ersteren als Nachbildungen Werthers erschienenen französischen Erzeugnisse, welche wie Pilze aufschossen, sind durchweg ihres hohen Vorbildes unwürdig, sie halten sich mit Vorliebe an das Stoffliche und mehr Äusserliche, steigern meist das Sentimentale und Extravagante des Helden, bieten in Beziehung auf Gedanken eine wahre Einöde und sind sogar hinsichtlich der Sprache und Einkleidung flach, dürftig und ungeschickt. Mit vollem Rechte sind sie in dem französischen Schriftthum längst in Vergessenheit gerathen, und wenn wir dieselben für einen Augenblick daraus hervorziehen, so geschieht es nur des geschichtlichen Interesses halber, das sie bieten können.

Schon sehr frühe, sogar noch vor der ersten Übersetzung, welche veröffentlicht wurde, trat eine Nachahmung der »Leiden des jungen Werthers« zu Tage — allerdings nicht in Frankreich selbst. Im Jahre 1775 nämlich erschien in Bern bei Walthard eine dramatische Bearbeitung unter der Aufschrift »les Malheurs de l'Amour«. Die auf drei Akte vertheilte, dem deutschen Buche entlehnte, Handlung spielt in Deutschland auf dem Schlosse Waldeck; die Namen der Personen sind gleichfalls deutsche; Werther erscheint unter demjenigen von Manstein, derjenige von Charlotte ist beibehalten. Der Geist und fast alles Characteristische der deutschen Schöpfung ist vollständig verflüchtigt in falschem Pathos, langweiligen Gemeinplätzen und nicht endenwollenden Alleingesprächen. In der entscheidungsvollen Abschiedsscene wird nicht die Stelle aus Ossian, sondern ein fast neun Seiten langer Erguss aus dem rührseligen früheren Modedrama »les Amants malheureux ou le Comte de Comminge« von Baculard d'Arnaud durch Werther vorgelesen. Was den Ausgang betrifft, so wird der Selbstmord in einem hinterlassenen Briefe von Manstein-Werther an den im Stücke auftretenden Pfarrer von Waldeck in ausführlicher Darlegung verherrlicht.

Gleichwohl fand dieses armselige Machwerk nicht nur eine günstige Beurtheilung in den Frankfurter gelehrten An-

zeigen, sondern wirkte sogar auf Deutschland zurück, wo es eine Übersetzung und selbst eine Nachahmung von der Nachahmung hervorrief. Um endlich noch ein Wort über den nicht genannten Verfasser der in Frankreich selbst wohl wenig bekannt gewordenen »Malheurs de l'amour« hinzuzufügen, so scheint dies nach einer neuerdings bekannt gewordenen Briefstelle der Schweizer Sinner zu sein<sup>1</sup>.

Inhaltlich ganz selbstständig, aber offenbar durch Werther den Gefühlen nach eingegeben, ist eine andere dramatische Nachbildung, welche in Frankreich selbst, allerdings auf ursprünglich deutschem Boden, im Elsass, entstanden ist. Sie wurde in der französischen Schweiz unter der Aufschrift »*les dernières Aventures du jeune d'Olban; fragment des amours alsaciennes*. Yverdon, de l'imprimerie de la Soc. litt. et typ., 1777« veröffentlicht und unter Beifall wiederholt neu aufgelegt. Der Verfasser dieses in Prosa geschriebenen Dramas, dessen einzelne Akte — *journées* genannt — durch düstere lyrische Klänge (*le Chant de Schwartzbourg; l'Oiseau; la Rose*) eingeleitet werden, welche auch am Ende, unmittelbar vor dem achtzig Jahre nach der Handlung vorgeführten Schlussbilde (*les Pèlerins*) wieder ertönen (*le Chêne*), war der Baron Louis François Elisabeth *Ramond* de Carbonnières, ein geborener Elsässer. Er hielt sich in seiner Geburtsstadt Strassburg zu derselben Zeit wie der um 6 Jahre ältere Goethe auf und wird sogar — offenbar irrig — in einer Notiz, welche dem auf der Strassburger Universitätsbibliothek befindlichen Exemplare beige geschrieben ist, als ein Jugendfreund des Dichters bezeichnet. Jedenfalls aber wurde er dort von dem Hauche des deutschen Denkens und Fühlens mächtig ergriffen. Mit einem der bekanntesten Vertreter der Sturm- und Drangperiode, mit Lenz, stand er innerlich, gewiss auch persönlich, in Beziehung, wie die vorgedruckte kurze Widmung seines Dramas »A Monsieur Lenz« bezeugt. Auch hinsichtlich des dramatischen Verfahrens zeigte sich bei Ramond Hineigung zu der deutschen Literatur. Er wollte nämlich hier, wie auch in einem noch zu erwähnenden Stücke, im Anschlusse an den Vorgang der Engländer und Deutschen, an die Stelle der drei Einheiten das Interesse setzen. So spielt denn auch sein Drama, auf drei Tage vertheilt, an verschiedenen Orten des Elsasses.

<sup>1</sup> Diese mehr als wahrscheinliche Vermuthung rührt von L. Hirzel in Bern her, welcher die grosse Güte hatte, mir dieselbe brieflich mitzutheilen, indem er dabei auf den im Goethe-Jahrbuch V, 197 vorgelegten Brief von Bodmer an Schinz hinwies und zugleich hinzufügte, dass er seine frühere (vgl. A. v. Hallers Gedichte . . . von L. Hirzel, S. CDLXXX, Anm. 2.) Vermuthung, dass V. B. Tschärner der Verfasser von »les Malheurs de l'amour« gewesen sei, jetzt aufgegeben habe.

In diesem legte der 22jährige Dichter die Verirrungen und das Unglück empfindsamer Herzen in einer ungenügend verknüpften Handlung dar, welche gegen das Ende des 17. Jahrhunderts spielt. Der wegen eines Zweikampfes unstät umherirrende Sinval (d'Olban) kann sich von der heftigen Leidenschaft für eine frühere Geliebte nicht lossagen und stösst die hingebende Zuneigung der jungen Lali, der Pflөгe-tochter seines gutherzigen und begüterten Gastfreundes Birk, beharrlich zurück, obwohl dieselbe ihm zu Liebe ihren evangelischen Glauben aufzugeben entschlossen ist, wobei sie von der sträflichen Zumuthung eines katholischen Missionars belästigt wird. Selbst der Umstand, dass seine frühere Geliebte unterdessen einem Anderen ihre Hand gereicht hat, kann ihn von seiner Leidenschaft und seinem menschenscheuen Trübsinn nicht heilen, er erschießt sich und versenkt die Familie, in deren Mitte er die liebevollste Aufnahme fand, in Trauer und Verzweiflung. Wie die geschilderten Gefühle, so ist auch die Sprache in diesem wenig anziehenden Drama höchst überschwenglich gehalten, obgleich dann und wann auch Triviales nicht ausgeschlossen ist.

Man sieht, dass der französische Autor unsern Goethe nicht mit Glück zum Vorbilde genommen hat. Auch erkannte Ramond wohl selbst, dass sein Talent nicht für die Poesie geschaffen sei. Jedenfalls vertauschte er sie nach einiger Zeit mit einem für ihn dankbareren Berufe. Er wurde ein berühmter Mineraloge und Botaniker, entdeckte einen der Hauptpunkte der Pyrenäen und schrieb über seine Erforschungen dieses Gebirges ein beachtenswerthes Buch. Wegen seines beständigen Aufenthaltes auf den Bergen erhielt er den Scherznamen »die gelehrte Gemse«. Er starb als Staatsrath in Paris am 24. Mai 1827.

Mit Übergewand des mir nicht näher bekannten, wahrscheinlich parodirenden Stückes »Werther ou le délire de l'amour, drame en 3 actes et en prose«, welches in Haag von einem pseudonymen Verfasser erschien, welcher sich in der Ausgabe von 1778 de la Rivière, in der von 1780 Marquis des Bains nennt, wenden wir uns zu einem in mehreren Beziehungen von den zuletzt besprochenen Bearbeitungen abweichenden Erzeugnisse. Wir meinen die »*Lettres de Charlotte à Caroline pendant sa liaison avec Werter*; traduites de l'anglais par M. Arkwright, maître de langue anglaise«, welche in Paris, zunächst im Jahre 1786, erschienen sind. Wie die Aufschrift zeigt, haben wir es hier nicht mit einer ursprünglich französischen Bearbeitung, sondern mit einer blossen Übersetzung aus dem Englischen zu thun, wie ähnlich späterhin auch eine italienische Nachbildung, die bekannte durch Ugo Foscolo (1802),



theils unter der einfachen Aufschrift »Lettres [auch »Dernières lettres«] de Jacopo Ortis«, theils unter romantischer klingenden Titeln seit dem Jahre 1814 von verschiedenen Franzosen übersetzt worden ist.

Die englische Originalbearbeitung jener Briefe übrigens, welche nach Angabe Appells (3. Auflage, S. 18) unter der Aufschrift »the Letters of Charlotte during her connexion with Werther, London, printed for T. Cadell, in the Strand« in London im Jahre 1786 in 2 Bänden erschienen war, gab zu mehr als *einer* Verwerthung Anlass. Sie wurde auch in das Deutsche übersetzt, und sogar von der französischen Übertragung ging ihrerseits eine in das Deutsche über. Von den französischen Übersetzungen nennen wir noch die unter einer etwas abweichenden Aufschrift im Jahre 1787 in London erschienenen »Lettres de Charlotte pendant sa liaison avec Werther, traduites de l'anglais par M. D. D. S. G., avec un extrait d'Eléonore, autre ouvrage anglais, contenant les premières aventures de Werther«. Der Verfasser soll David de St. George sein.

Die Lettres de Charlotte à Caroline bieten den sonderbaren Versuch dar, unter Beibehaltung der wesentlicheren Züge der Handlung die kraftvoll überschäumende deutsche Schöpfung in das Geleise strenger Ehrsamkeit einzuzwängen und Alles, was der Sittlichkeit oder der Religion im mindesten zu nahe kommen könnte, daraus zu entfernen oder durch schaale Gemeinplätze zu ersetzen. Dabei ist es nun nicht mehr der glühende Werther, sondern eine sich zierende und mit ihrer literarischen Belesenheit prunkende englische Charlotte, welche die Feder führt, ihre sittsamen Empfindungen auskramt, das leidenschaftliche Wesen des Liebenden als tadelnswerth bezeichnet und doch bis kurz vor dem verhängnissvollen Ende in aller Naivetät das süsse Gefühl durchkostet, von einer so hochbegabten Natur wie Werther angebetet zu werden. Das Buch will zwei Vortheile verbinden: das spannende Liebesgemälde soll bleiben, aber für zimperliche Leserinnen soll alles Geniale und Gewaltige ausgemerzt werden.

Man muss sich billig wundern, dass diese kindische Verwässerung Werthers in einem Lande wie Frankreich in wiederholten Auflagen Anklang hat finden können, und zwar um so mehr, als in dieser tendenziösen Umarbeitung nicht blos die englische Sprache und die englischen Dichter wie geflissentlich verherrlicht werden, sondern sogar an einer Stelle des ersten Theiles gegen die französische Sprache und Nation ein gehässiger Ausfall gerichtet ist.

Den »Lettres de Charlotte« gleicht übrigens in der äussern Anlage eine andere Nachbildung, welche in Paris in fast

zwerghaftem Formate unter der Aufschrift »*Werthérie*« im Jahre 1791 erschienen ist. Auch hier nämlich werden die brieflichen Aufzeichnungen von weiblicher Hand gemacht und an eine Freundin gerichtet. Zugleich aber bietet dieser mitten in den Stürmen der französischen Revolution geschriebene matte Liebesroman in gewisser Hinsicht das Gegenstück zu dem deutschen Bilde. Nicht ein junger Mann, nicht Werther, sondern ein junges Mädchen, fast noch ein Kind, »*Werthérie*« genannt, ist die handelnde oder vielmehr leidende Persönlichkeit. Unterrichtet, begabt, reich, tugendhaft, aber in ihren Gefühlen zu leicht auflodernd, liebt sie, anfangs ohne es zu wissen, einen verheiratheten Mann, der übrigens achtungswerth ist und lange Zeit keine Ahnung von dem Eindrucke hat, welchen er durch seine Erscheinung und sein Interesse an dem jungen Mädchen hervorgebracht hatte. Die unglückliche *Werthérie* fasst zuletzt den Entschluss, ihrem nunmehr qualvollen Leben ein Ende zu machen, wobei sie noch durch eine Stelle in Youngs *Nachtgedanken* bestärkt wird, welche ihr der heiss Geliebte vorgelesen hatte. Sie tödtet sich durch Opium, welches sie sich unter einem Vorwande von der Gattin des Angebeteten zu verschaffen wusste. In einem hinterlassenen Briefe bittet sie dieselbe um Verzeihung, die Ruhe ihrer Ehe gestört zu haben. Auch noch in *der* Äusserlichkeit findet sich Übereinstimmung mit dem Goetheschen Romane, dass der Tod in den Dezember fällt, während die Briefe mit dem Wonnemonat Mai begonnen haben.

Wie schon der Einfall, aus dem Träger der Leidenschaft unter Umdrehung des Vorbildes eine Frau zu machen, an und für sich unglücklich und fast widerlich erscheinen muss, so ist auch die Ausführung selbst eine höchst schwache, gedankenarme und zum Lesen wenig einladende. Als Verfasser nennt sich in dem Vorworte zum zweiten Theile Pierre Perrin. Die vorkommenden Örtlichkeiten, besonders Zürich und Basel, die deutschen Personennamen — Werther heisst hier Hertzberg —, die Vorliebe der Wertherie für Gessner, auch manche stilistische Eigenthümlichkeiten lassen auf einen aus der Schweiz gebürtigen Verfasser schliessen.

Als eine Wertheriade lässt sich auch der gleichfalls in Briefform geschriebene Roman »*Saint-Alme*« (1794) von Gorgy<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Einen der frühesten Hinweise auf ihn gab Michiels in seiner *Histoire des idées littéraires en France*, 1<sup>er</sup> vol., p. 331. Eine eingehende Inhaltsangabe findet sich in dem Aufsätze von F. Gross »*Goethes Werther in Frankreich*« in der *Nationalzeitung* vom 1. August 1885 No. 442. Von ebendenselben ist kürzlich in ausführlicher Darstellung (vgl. *Magazin für die Literatur des In- und Auslandes* 1886, No. 38: »*Zwei französische Werther-Gestalten*«) auf einen weitem Wertherroman

bezeichnen. Er zeugt von selbständiger Erfindung, aber die geschilderten Gefühle sind nicht bloß überspannt, sondern zum Theil auch unlauter und widerlich. Die verwickelte Handlung des einige Zeit lang mit Beifall aufgenommenen Buches schliesst durchaus nicht tragisch ab. Der in unglücklicher Leidenschaft sich abzehrende Held versucht zwar, sich den Tod zu geben, wird aber wiederhergestellt und heirathet die Geliebte, welche unterdessen Wittve geworden war.

Gleichfalls in der Revolutionszeit entstand die *Heroïde* »Werther à Charlotte«, welche von dem Ritter de Lablée verfasst ist und noch im Jahre 1824 eine neue Auflage erlebte. In dem Vorworte dieser nur 16 Seiten umfassenden Dichtung wird unter anderem bemerkt, dass das deutsche Werk mit so viel Wahrheit geschrieben sei, dass es den hehren Character der Geschichte erlangt habe. In dem Gedichte selbst wird unter weiterer Entwicklung des im Romane ausgedrückten Missbehagens Werthers über die Ungleichheit der Stände aus letzterem ein glühender Freiheitsfreund gemacht. Dieser politisch gewordene Werther fand trotz der mittelmässigen Dichtung grossen Beifall in der Revolutionsperiode. — Fast gleichnamig mit dem Titel dieser Heroïde ist die poetische Übersetzung, welche der österreichische Graf Franz von Hartig von einem Briefe Werthers unter der Aufschrift »Lettre de Werther à Charlotte« in seinen in Paris im Jahre 1788 erschienenen *Mélanges de vers et de prose* vorlegte.

Wir erwähnen der Vollständigkeit wegen auch noch, aber in aller Kürze, die schon von anderwärts her, besonders durch die Mittheilungen Appells, bekannten Nachahmungen: die einaktige Operette »Werther et Charlotte« (1792) von Déjaure, Musik von Kreutzer, deren mit Ernst und Scherz vermischter Inhalt in dem fünftaktigen Drama »Carlotta e Werther«, welches in der französischen Hauptstadt im Théâtre italien im Jahre 1830 aufgeführt wurde, ein verstärktes Echo fand; ferner »Sydner ou les dangers de l'imagination (1803) von B. H. de Froberville; der Roman »Praxède« par César Auguste [Auguste Lambert], Paris, L. Collin, 1807; die kindisch alberne Parodie »Werther ou les Egarements d'un coeur sensible«, drame historique (!) en un acte par Duval et Rochefort (1817), und endlich das sonderbare Drama »Charlotte et Werther« (1846) von Souvestre und Bourgeois, in dessen Vorspiel Goethe selbst handelnd aufgeführt wird.

Mit diesen Erzeugnissen, welche fast noch in unsere Gegenwart reichen, schliessen wir die erste Periode der fran-

---

»*Stellino* ou le nouveau Werther«, von Gourbillon im Jahre 1791 verfasst, hingewiesen worden. Dieser Werther trägt seinen Kummer zur Linderung durch alle Länder, er ist der *reisende* Werther.

zösischen Werthernachahmungen ab und gehen sofort zu der zweiten Periode über. Diese nahm bald nach den Stürmen der Revolution, mit dem Beginn unseres Jahrhunderts, ihren Anfang. In dieser Zeit der Erschöpfung und der sittlichen Ausgelassenheit rief, wie ein französischer Beurtheiler sagt, der Schrecken der Erinnerungen und die sinnliche Übersättigung in den Seelen einen Hang zum Trübsinn hervor, welcher sich mit dem Durste nach Vergnügungen verband. Ossian und Werther wurden von neuem Mode. Beim Verlassen des »bal des victimes« umgab man sich gern mit den Schatten des schottischen Barden, man verzweifelte mit Werther und brütete über dessen Selbstmord.

Daneben aber zeigte sich auch eine ernstere Würdigung des deutschen Werkes in dieser Periode, welche in *literarischer* Hinsicht ungleich bedeutsamer als die erste wurde. In ihr stossen wir nicht mehr auf unbekannte und unbedeutende Schriftsteller, welche in der Goetheschen Schöpfung nur eine Ausbeute für einen Liebesroman nach neuester Mode sahen, zu dem hohen dichterischen und ethischen Gehalte des Buches nie hindurchgedrungen waren, und mit ihren theils krankhaften, theils faden Machwerken bei der Menge einen wohlfeilen Erfolg erstrebt und auch oft genug erlangt hatten. Mehrere der begabtesten und hervorragendsten Männer Frankreichs versenkten damals ihre Seele in diese tiefste Beobachtung des modernen Menschenherzens und nahmen das Gefühl des Weltschmerzes so in sich auf, dass sie es in mehr oder weniger gelungener Weise zu neuer literarischer und theilweise auch moralischer Entwicklung zu führen vermochten. Da übrigens diese neueren französischen Weiterbildungen des im Werther gegebenen Grundtons ungleich bekannter als die früheren Werthernachbildungen sind und auch schon wiederholt besprochen und beleuchtet wurden<sup>1</sup>, so können wir uns auf folgenden ganz kurzen Hinweis beschränken.

Während Charles Nodier, Etienne de Sénancour und Benjamin Constant mit ihren nur wenig anziehenden Helden »le Peintre de Saltzbourg« (1803), »Obermann« (1804) und »Adolphe« (1816) einen lebhaften oder nachhaltigen Eindruck auf ihre Landsleute nicht ausüben vermochten, so erzielte Chateaubriand durch den Zauber, welchen er seinem tief melancholisch angehauchten René (1801) zu leihen verstanden hatte, eine sehr grosse, fast europäische Wirkung. Auch die fein gezeichneten Seelenstudien, welche späterhin der durch Goethe in mehr als *einer* Hinsicht beeinflusste Sainte-Beuve in

<sup>1</sup> Eine der neuesten Darlegungen hat K. Hillebrand in »Zeiten, Völker und Menschen« im VII. Bande, 1885, S. 102 in dem Aufsätze »Die Wertherkrankheit in Europa« gegeben.

»Joseph Delorme« und in »Volupté«, ferner George Sand in »Lélia«, Alfred de Musset in seinen »Confessions d'un enfant du siècle« vorgeführt haben, deuten, so verschieden sie auch unter einander sind, ein jedes auf die gemeinsame Werther-Anregung hin. Der krankhaft sentimentale »Raphaël« Lamartines weist auf Werthers Leiden zurück, und selbst die »Méditations« und die »Harmonies« dieses zartbesaiteten Dichters erinnern in ihren schwermüthigeren Klängen an den Grundton in Werther, obgleich auch gewisse Ausflüsse unserer Lyrik nach dieser Seite hin wirksam gewesen sein konnten.

*Schluss der ersten Hälfte.*

